

# FRODOZAR

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Modestück nebst Beschreibung. — Der Bierzehnte. Erzählung von Friedrich Gerstäder. (Schluß.) — Aus dem Leben eines Unvergeßlichen. Von Elise Polko. — Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern geb. Birch. (Schluß mit Illustration). — Eger im Böhmerland. Von Julius Rodenberg. — Walzer. Von R. Schumacher. — Räthsel. — Auflösungen der Schach-Aufgabe Nr. VII und des Räthfels Seite 234. — Nebus. — Correspondenz.



## Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit Doppelrock und hoher Schoß-taille aus hellgrauer Popeline. Der untere Rock ist mit Volants vom Stoff des Kleides, Schleifen und Blenden von dunkelgrauem Grosgrain, sowie mit Verschmürung von dunkelgrauer Seidenschmür verzirt. Der obere Rock und die Schoß-taille sind entsprechend garnirt, außerdem noch mit Seidenfranze und mit Revers ausgestattet. Hut von schwarzem Tüll mit Garnitur von Sammetband.

Figur 2. Anzug für Mädchen von 8—10 Jahren. Der untere Rock des Anzuges ist aus weißer Alpaca; seine Garnitur besteht in zwei in Talfalten geordnete Volants vom gleichen Stoff. Der obere Rock und die Niedertaille mit Schoß sind von weiß und blau gestreifter Alpaca mit Garnitur von blauem Sammet. Bluse aus gefaltetem Batist.

Figur 3. Rock und Ueberkleid aus sandfarbenem Foulard. Der untere Rock ist mit Frisuren und Blenden desselben Stoffes ausgestattet. Das Ueberkleid ist vorn vom Taillenabschluß ab nicht geschlossen; seine Garnitur besteht in Verschmürung von sandfarbener Seidenschmür, weißer Spitze, in Quastenschmür und Schleifen vom Stoff des Kleides.

Figur 4. Promenadenanzug. Der untere Rock ist aus pensée Sammet, mit breiten und schmaleren Frisuren desselben Stoffes ausgestattet. Der obere Rock und die Schoß-taille sind von lila poul-de-soie; Frisuren und Blenden gleichen Stoffes bilden seine Garnitur. Chemiset von gefaltetem Mull. Hut von Koffhaar mit pensée Sammet und Federn. [27,033]

## Der Bierzehnte.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

„Gott bewahre, Mama,“ sagte Erna — „ich habe ihn zum ersten Mal heute Morgen gesehen, als er mir die Broche überreichte. Lieber Gott, sie hat ja keinen Werth, aber ich war doch froh, daß sie wieder hatte, und darüber verschmerzte ich auch nachher gern meine Uhr.“

„Deine Uhr?“ rief der Vater, „was ist mit der?“

„Sie muß von der Kette losgegangen sein. Als ich nach Hause kam, vermißte ich sie.“

„Alle Wetter!“ rief der Geheime Regierungsrath, „aber wie ist das möglich? sie ist an einem starken Carabinerhaken und die Kette reißt nicht.“

„Der Carabinerhaken ist ebenfalls mit fort, Papa, die Kette muß doch gerissen sein.“

„Aber das ist nicht möglich, Kind — Du trägst sie ja seit kaum mehr als zwei Monaten.“

„Du kannst Dich selber überzeugen,“ sagte Erna und stand auf, um ihre Kette zu holen. Als sie am Speisesaal vorüber ging, kam gerade Johann heraus.

„Ach gnädiges Fräulein,“ sagte dieser, „haben Sie vielleicht die sechs Vöfel fortgethan, die auf dem Klavier lagen?“

„Was für Vöfel?“ sagte Erna erstaunt.

„Oh die sechs Stück, die der fremde Herr da gebraucht und so ineinander und übereinander gelegt hat.“

„Ach die! — nein; fragen Sie Mama — weiß denn Fräulein Wittich nichts davon?“ — Fräulein Wittich war eine Art Gesellschaftlerin Erna's, die aber auch zugleich einen Theil der Wirthschaft mit besorgte und besonders das Silber unter sich hatte. Natürlich durfte sie in Gesellschaft nicht mit bei Tafel erscheinen.

„Ne,“ sagte Johann — „nicht die Spur — hm, das ist doch komisch.“

Erna achtete nicht darauf und holte ihre Uhrkette, die sie dem Papa brachte — dieser hatte indessen wieder, aber mit nicht besserem Erfolg als früher, seine Dose gesucht. Kopfschüttelnd nahm er die Kette, aber kaum daß er den Blick auf die Stelle geworfen, wo sie sich getheilt, so rief er schon aus:

„Aber Kind, die Kette ist ja nicht gerissen, die ist abgeknipt.“

„Was, Papa?“

„Abgeknipt mit einer scharfen Zange. Die hat Dir ein Taschendieb gestohlen. Was? Du irgend wo im Gedränge?“

„Nein, Papa,“ rief Erna erschreckt, „das ist ja auch gar nicht möglich, denn das hätte doch wahrlich nicht geschehen können, ohne daß ich es merkte.“

„Mein liebes Kind,“ sagte der Geheime Regierungsrath achselzuckend, „wir haben da Beispiele von Taschendiebstählen, die an das Wunderbare grenzen und mit einer höchst merkwürdigen Geschicklichkeit ausgeführt werden. Besinne Dich einmal, hat Dich Niemand angerebet?“

„Niemand, Papa, als Herr von Sevant.“

„Der Dir vielleicht etwas zum Kauf angeboten? Bei solchen Gelegenheiten ist man einem Raub am meisten ausgesetzt.“

„Aber gewiß nicht, Papa — ich sage Dir, es ist mir völlig unmerklich und doch hast Du Recht, denn die Kette ist wirklich, wie mit einem scharfen Instrument, glatt abgeschnitten — sieh nur hier, man erkennt ja deutlich die glänzende Stelle.“

„Dann wirst Du aber auch morgen die Anzeige auf der Polizei machen, Ludwig,“ sagte die Frau Geheime Regierungsräthin zu ihrem Manne, „es wäre doch nicht übel, wenn wir das hier dulden wollten, und eine Schande für die Polizei. Solche gefährliche Individuen darf man nicht frei herumlaufen lassen. Wohin geht Du, Carl?“

„Auf mein Zimmer, aber ich komme wieder — ich wollte mir nur noch ein Buch holen.“

Der Geheime Regierungsrath ging mit auf den Rücken gelegten Händen in dem Gemach auf und ab, war aber in verdrüsslicher Stimmung, denn die Dose wollte ihm nicht aus dem Kopf. Eine Möglichkeit gab es noch, daß sie nämlich der alte zerstreute General von Degen eingesteckt, was er schon früher einmal in Gedanken gethan hatte, und sie dann am nächsten Morgen wieder zurückschickte. Es wäre auch zu fatal gewesen, wenn sie verloren sein sollte. Einmal von nicht unbedeutendem Werth, schätzte er sie außerdem als das Zeichen seines Landesherrn doppelt hoch, und hätte wahrscheinlich den zehnfachen Werth der Dose nicht dafür angenommen. Aus seinem Simen sollte er aber bald aufgestört werden; draußen schlug eine Thür so heftig ins Schloß, daß die Fenster klirrten, und gleich darauf stürzte die Frau Geheime Regierungsräthin, mit hochgeröthetem Kopf und blizenden Augen ins Zimmer und rief mit vor innerer Aufregung fast erstirter Stimme:

„Ludwig, mein ganzer Schmuck ist gestohlen — es muß Jemand bei uns eingebrochen sein.“

„Dein Schmuck?“ sagte ihr Gatte, aber doch selber erschreckt emporspringend — „Du träumst Kind, — Du hast ihn ja um.“

„Die Diamanten ja, aber mein ganzer Rubinschmuck ist fort. Ich hatte heute Abend, noch un schlüssig in der Wahl, beide Kisten vorgeholt und endlich die Diamanten gewählt, die Rubinen aber auf dem Tisch stehen lassen — jetzt ist der Schmuck verschwunden.“

„Aber Du irrst Dich, Herz, Du wirfst ihn in Gedanken in ein anderes Fach geschoben haben.“

„Aber das Etui steht ja noch offen auf dem Tisch,“ rief die Frau Geheime Regierungsräthin, in aller Aufregung stark gegen ihren Gemahl gesticulirend — „der Schmuck ist heraus — ich werde doch den Schmuck nicht weglegen und das Etui stehen lassen. Du mußt den Augenblick auf die Polizei.“

„Sind denn Deine Fenster offen, daß irgend Jemand einsteigen könnte?“ frug ihr Gatte.

Die Frau Geheime Regierungsräthin stürzte in ihr Zimmer zurück, um dort Alles nachzusehen und zu untersuchen — der Bediente und Kutsher wurden ebenfalls dazu gerufen, denn es war ja doch denkbar, daß der Dieb noch keine Gelegenheit gefunden, sich zu entfernen und irgendwo in einem Kleiderschrank oder sonst wo versteckt war.

Noch während sie damit beschäftigt waren, klingelte es draußen an der Thür und als der Geheime Regierungsrath, der eben zu seiner Gattin hinüber gehen wollte, selber öffnete, stand das Mädchen der Frau von Bogheim, die ebenfalls Theil an dem Diner genommen, draußen und richtete eine Empfehlung von der gnädigen Frau aus, und die gnädige Frau müßte heute Abend hier beim Diner ihr goldenes Armband verloren haben, und ersuchten die Frau Geheime Regierungsräthin recht freundlich, einmal nachsehen zu lassen, ob es nicht vielleicht noch unter der Tafel läge.

Unter der Tafel! der Johann hatte sämtliche Zimmer schon nach den verschiedensten vermutheten Gegenständen abgefröhen, und wenn es eine Stednadel gewesen wäre, müßte er sie gefunden haben. Der ganze heutige Abend schien dem Geheimen Regierungsrath aber selber wie verflucht, denn daß ein Gegenstand verloren gegangen sein konnte, ließ sich erklären, hier fehlte es aber aller Orten und Enden, und die Sache hing an ihm unheimlich zu werden. Es schien in der That, als ob eine Anzeige auf der Polizei geboten sei, und als Carl jetzt gerade aus seinem Zimmer trat, sagte er:

„Carl, wie viel Uhr haben wir?“

„Wie viel Uhr, Papa?“ frug dieser etwas verlegen zurück — „ich — ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich — habe vorhin meine Uhr in meinem Zimmer liegen lassen und — kann sie jetzt nicht finden.“

„Deine Uhr?“

„Ja Papa — ich hatte sie, als ich meinen Anzug wechselte — wie ich jetzt glaube, mit meinem Geld und der Brieftasche herausgenommen und auf meinen Schreibtisch gelegt, aber dort ist Nichts mehr. Es kann sein, daß ich sie in Gedanken in eine Schieblade geschoben habe, aber trotz allem Suchen bin ich nicht im Stande, sie im Augenblick zu finden.“

Der Geheime Regierungsrath wandte sich zu dem Mädchen, das noch immer in der halb offenen Thür stand und auf Antwort wartete.

„Bitte, sagen Sie der Gnädigen, mein Kind, daß ich Alles werde genau nachsuchen lassen, und wenn sich das Verlorene findet, woran ich nicht zweifle, sende ich es morgen früh Ihrer Herrschaft zu.“

Damit war das Mädchen wenigstens abgefertigt, die Thür aber kaum geschlossen, als der Geheime Regierungsrath seinen Sohn unter den Arm faßte, ihn mit sich in sein Zimmer führte, ihn dann los ließ und Carl scharf ansehend fragte:

„Sage mir einmal, Carl, wer war der Herr eigentlich, den Du heute bei uns eingeführt, und wo hast Du ihn früher kennen gelernt?“

Carl hatte bei der Frage augenscheinlich die Farbe ein wenig gewechselt, er kam auch mit der Antwort nicht gleich heraus und sagte nur endlich, aber doch halb verlegen:

„Herrn von Sevant meinst Du, Papa?“ — und — wie kommst Du zu der Frage?“

„Das will ich Dir nachher sagen,“ bemerkte sein Vater trocken. „Vor allen Dingen möchte ich aber jetzt wissen, wie lange es her ist, daß Du seine Bekanntschaft gemacht hast — und wo.“

Carl antwortete nicht gleich — er schaute ein paar Sekunden, aber jetzt wirklich verlegen lächelnd, vor sich nieder, endlich aber sagte er:

„Was kann's helfen, Papa — ich werde Dir doch die Wahrheit sagen müssen. Ich kenne den Herrn seit heute Nachmittag fünf Uhr.“

„Aber da kamst Du ja mit ihm zur Tafel.“

„Genau so, Papa — aber Du kennst Mama — sie war außer sich, daß sie zu dreizehn an einem Tisch essen sollte, mich wollte sie nicht austreten lassen; die Bekannten, die ich zur Aushilfe aussuchte, waren nicht zu Hause, die Zeit drängte, ja die Stunde des Diners schlug und da — engagirte ich den ersten besten anständig aussehenden Fremden, den ich auf der Straße traf.“

„Es ist unglücklich!“ rief der Vater, entsetzt dabei die Hände zusammenschlagend, indem er den Sohn mit einem wahrhaft verzweifelten Blick anschaute, „und weißt Du, unglückseliger Mensch, daß Du uns da jedenfalls einen der abgefeimtesten Taschendiebe mit ins Haus gebracht hast, die es in ganz Berlin oder irgend einer anderen verdorbenen großen Stadt gibt?“

„Aber Papa!“ rief Carl jetzt wirklich entsetzt aus, „das ist ja doch nicht denkbar, nicht möglich. Er sah so anständig, ja vornehm aus und hatte ein so gewinnendes Benehmen.“

„Und glaubst Du, daß sich nicht gerade solche Schurken in alle Lebensverhältnisse genau hinein zu finden wissen? Aber rufe mir einmal den Johann herein.“

Carl sprang hinaus, um den Diener zu rufen, konnte ihn aber nicht gleich finden, denn Johann kroch schon wieder auf Händen und Knien und ein Licht vor sich herschiebend im Speisesaal herum, um Dose, Broche, Vöfel oder Gott weiß was sonst, aufzusuchen. Endlich traf er ihn, mit dem Kopf unter dem einen Divan, beide Füße in der Luft und mit dem rechten Arm darunter herumwühlend.

„Was suchen Sie da, Johann?“

„Ja, du lieber Himmel!“ sagte der alte Diener, indem er sich aufrichtete, aber noch unwillkürlich den Blick rings auf der Erde herumzuschweifen ließ, „einen ganzen Juwelierladen. Heute ist dieser und Jener in die Diamanten gefahren.“

„Es kann sein, Johann,“ seufzte Carl, „aber kommen Sie einmal mit zu meinem Vater hinüber; er verlangt nach Ihnen.“

Johann wurde jetzt vom Geheimen Regierungsrath eraminirt, wann der fremde Herr fortgegangen wäre und ob er ihn gesehen hätte.

„Na versteht sich,“ lautete die Antwort, „er hatte ebenfalls keine Brillengläser verloren und wollte in das Zimmer des jungen Herrn, um zu sehen, ob sie da vielleicht liegen geblieben wären, denn er war vorhin mit drinnen gewesen. Aus Versehen gerieth er aber in das Zimmer der gnädigen Frau und ich brachte ihn nachher zurecht.“

„Er war in dem Zimmer meiner Frau?“ rief der Geheime Regierungsrath rasch.

„Ja, gewiß.“

„Und da brachten Sie ihn in mein Zimmer?“ frug Carl.

„Na natürlich,“ nickte Johann, „und wohl zehn Minuten haben wir drinnen umher gesucht, aber Nichts gefunden; dann zog er seinen Paletot an und verließ das Haus.“

„Seinen Paletot?“ rief Carl rasch, „er trug gar keinen, als ich ihn auf der Straße traf,“ und wie der Blick schoß er aus der Thür hinaus, kehrte aber schon nach einer Minute zurück und sagte:

„Meinen Paletot hat er angezogen, Johann, ich hing ihn vorhin, als wir nach Hause kamen, dorthin und jetzt ist er fort.“

„Und Du hast das gelitten?“ bemerkte der Geheime Regierungsrath.

„Ja, aber mein Gott, gnädiger Herr,“ sagte der alte Burche bestürzt, „ich konnte es ja doch nicht wissen und er kommt auch jedenfalls morgen früh wieder her, um seine Brille abzuholen.“

„So? — hat er das gesagt?“

„Gewiß.“

„Nun, dann kannst Du jetzt gehen, aber hole mir vorher einmal meinen Ueberrock und Stock, ich muß noch einen Weg ausgehen.“

„Wo willst Du hin, Papa?“ frug Carl rasch, als der Diener das Zimmer verlassen hatte.

„Auf die Polizei und Du gehst mit mir, um die näheren Data anzugeben.“

„Und so glaubst Du wirklich, daß —“

„Ich glaube gar Nichts mehr, mein Sohn, ich weiß jetzt Alles genau und wenn wir keine Zeit verlieren, ist es doch vielleicht noch möglich, dem frechen Gauner auf die Spur zu kommen und ihm seinen Raub wieder abzugeben.“

Die Anzeige wurde allerdings noch an demselben Abend und zwar unter einigen Schwierigkeiten gemacht, denn der Polizeidirector war natürlich in Gesellschaft und von den Actuaren Niemand zu finden. Der Geheime Regierungsrath ließ aber nicht nach und sein persönliches Erscheinen wirkte überhaupt auf den dienstthuenden Polizeidiener. Er erinnerte sich, wo der eine Actuar Stammgast war und schoß fort, ihn zu holen, brachte ihn auch und ohne Zeitverlust wurde jetzt das ganze Personal in Bewegung gesetzt, um dem Verfeßten auf die Spur zu kommen und besonders seine Abreise zu verhindern — aber natürlich vergebens.

Am nächsten Morgen machte er selbstverständlich den versprochenen Besuch nicht, war aber auch in der ganzen Stadt nicht mehr aufzufinden und blieb von der Zeit an ebenso verschwunden, wie es die Werthsachen blieben, die er sich ohne Zweifel angeeignet hatte.

Uebrigens war er nach einiger Zeit, und zwar schon nach acht Tagen, frech genug, selber ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Seine Excellenz, die Frau Minister, erhielt in dieser Zeit ein kleines unfrankirtes Packet mit dem Poststempel Hamburg, und es würde wohl kaum je ein Mensch erfahren haben, was es enthielt, wenn nicht ihre Kammerfrau zufällig die Schwester der Kammerfrau der Geheimen Regierungsräthin gewesen wäre. Diese hatte sich nämlich den dem Packet beige geschlossenen Brief zu verschaffen gewußt und der Schwester gegeben und durch die Schwester gelangte er — natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit — in die Hände der Geheimraths-Familie. Der Brief lautete:

„Excellenz!“

Ermennen Sie sich noch meiner? Ich hatte die Ehre, in Ihrer Gesellschaft einem Diner, das der lebenswürdige Geheime Regierungsrath von Bentlow gab, beizuwohnen und ich kam mich nicht bestimmen, je einen interessanteren Abend verleben zu haben. Ich war auch eigentlich nur Jhretwegen gekommen, Excellenz, da Sie sich fürchteten, als Dreizehnte, oder besser gesagt, als Erste von Dreizehnen einem unerbittlichen Schicksal anheim zu fallen. Ich war in der That nur als Bierzehnter eingeladen worden — und was für liebe Menschen fand ich da! — Ich war auch so entzückt über diese ganz neue Umgebung, daß ich, um den herrlichen Abend nie zu vergessen, beschloß, mir von Jedem der interessanteren Persönlichkeiten ein Andenken mitzunehmen — von Ihnen, Excellenz, das, was Ihrem Herzen am nächsten geruht hatte — die Broche. Aber nehmen Sie mir das nicht übel, Excellenz, wenn man nicht einmal bei Damen Ihres Standes und Ranges versichert sein kann, daß sie ächte Steine tragen, so hört jedes Vertrauen zu der Gesellschaft auf. Der Juwelier versichert mich, daß die ganze Broche mit der Goldfassung kaum den Werth von 1 Thaler 7/2 Silbergroßen übersteigen würde, ich sende Ihnen deshalb anbei die Broche zurück, denn es würde für mich, wenn auch eine Gränze, doch immer nur eine schmerzliche und für Sie demüthigende sein. Uebrigens verlassen Sie sich auf meine Discretion, mit der ich mich zeichne

Ihr

sehr enttäuschter, aber Sie trotzdem verehrender alias Sevant.

P. S. Bitte noch Fräulein von Bentlow zu sagen, daß ihre Uhr ausgezeichnet geht. Carl's Uhr habe ich schon müssen repariren lassen.“

„Es ist unglücklich!“ rief die Frau Geheime Regierungsräthin, ihre Hände zusammenschlagend, aus, „ganz unglücklich!“ und es war in diesem Augenblick ungewiß, ob sie die Frechheit des Diebes oder die falschen Steine der Excellenz meinte. Der Geheime Regierungsrath aber nahm seine Brille ab, legte sie zusammen, steckte sie in das Futteral und sagte dann, indem er sich wandte, um in sein Zimmer zurück zu gehen:

„Deshalb hat uns also Se. Excellenz gestern nicht zu seinem Namenstage, wie er das sonst immer that, eingeladen — das ist eine schöne Geschichte; komme mir aber noch einmal Einer von Euch mit einem Bierzehnten!“

[2350]

Aus dem Leben eines Unbergefliehen.

Am Vorabend des „lieblichen Festes“ Pfingsten war es, als mir ein altes vergilbtes Buch in die Hände fiel aus dem Jahre 1787: Dr. Burney's Nachrichten über „Georg Friedrich Händel's Lebensumstände“ und seine Notizen über die Gedächtnisfeier des Meisters in den Tagen des 26. bis 28. Mai des Jahres 1784 in London.

Und vom offenen Fenster her wehte der Duft des Fliederes über die halb zerfallenen Blätter, die ich langsam umschlug, und drüben im Gebüsch schlugen die Nachtigallen, blauer Himmel hing über dem jungen Grün, und die letzten Sonnenstrahlen stritterten über die frühlingstrunkene Erde und vergoldeten leicht in diesem selben Augenblick im Westminster die Inschrift über dem Staube eines Unbergefliehen und umspielten den Namen unseres Georg Friedrich Händel.

Da mußte ich denn oft aufschauen, während ich las, wie aus Träumen. Aus dem ruhigen, ersten Bericht stieg es empor wie eine fata Morgana in Farben und Tönen. Und die unsichtbare Mufft rauchte wie ein Königsmantel um ihn her, sie wurde immer herrlicher, mächtiger, bis endlich ein Singen und Klängen daher wogte, wie ein erregtes Meer. Aber eine wunderhübsche Stimme schwebte über den Chören und Accorden, wie der mächtige Geist über den Wellen: der Gesang der Gertrude Mara.

Und zwei Bilder sind es, die ich festzuhalten versuchen will: ein kleines unscheinbares Blättchen aus dem Jugendleben Händel's, und die Schilderung der großartigen Gedächtnisfeier des Todten.

Man schrieb den Augustmonat des Jahres 1703 und der Sommer war nicht „abgestellt“, wie es doch so manches Mal im sieben Norden des deutschen Reichs zu geschehen pflegt; er zog vielmehr daher in aller seiner glühenden Pracht und Herrlichkeit und wirbelte mit seiner grünen, rosenbesäumten Schleppe Niesenswolken von Staub auf.

In der Ebene zwischen Hamburg und Lübeck, die einer verwischten Aquarellstudie eines Anfängers gleich, kroch ein graues Etwas langsam auf der glühenden, fast baumlosen Landstraße vorüber. Die Sonne hatte sich für einige Augenblicke in den Wolkenschichten zurückgezogen, — es war ihr offenbar selber zu heiß geworden — die einzelnen verstreuten Bäume standen ganz wie bestimmungslos und träumten wohl von Regentropfen, die Vögel hatten sich versteckt, die Käfer trugen alle die gleiche Staubkrone, und das große graue Ding, welches sich so schnell vorwärts fortbewegte, war eine sogenannte Postkutsche, von zwei grauen Pferden gezogen, die ein grauer eingeschlafener Kutscher lenkte. Der ursprünglich brennend rothe Wagen sah aus, als käme er aus dem Geipensierreich der Motten, wo beinahe nur die graue Farbe regiert, und in den offenen Fenstern trieben Staubwolken ihr netzkisches Spiel und jagten sich herein und heraus, wie wilde Buben, die sich häfchen.

In dem Wagen saßen aber vier Männer, von denen drei es sich möglichst bequem gemacht hatten in der heimlich brütenden Hitze, die noch unerträglich erschien durch den Geruch des durchglühten Postwerkzeugs und Leders. Nur der Passagier auf der rechten Seite des Vorderstuhles erschien in voller Toilette und hatte nicht einmal die Schleife seines weißen Halsstüchs gelockert; aber die langlockige Perrücke war doch abgenommen und an der Decke des Wagens befestigt worden. Es war ein etwa zweiundzwanzigjähriger Mann mit einem mehr klugen als anziehenden Gesicht, dessen weiße, ringgeschmückte Hände von Zeit zu Zeit mit ebenso viel Geduld wie Eifer den Staub von seinem erbsenfarbenen Rocke zu entfernen sich bemühten. Er hieß Johann Mattheson und war Opernsänger, Componist und Clavierpieler aus Hamburg, seit kurzem sogar noch wohlbesoldeter Secretär des englischen Residenten Johann von Wich.

Ihm gegenüber hatte ein Pastetenbäcker aus Lübeck mit einem großen Korbe voll Backwerk Platz genommen. Seine Schätze waren sorgfältig verhüllt mit einem weißen Tuche.

Neben Mattheson saß ein blutjunges Büschchen, ein Schützling des Sängers, das erst vor wenigen Wochen von Halle nach Hamburg gekommen war in der Hoffnung, durch Orgelspielen und Musikunterricht in der großen Stadt sich allmählich eine genügende Summe zu verdienen zu einer Reise nach Italien, wohin seine ganze Seele sich sehnte, wie ein Verdurstender nach einem frischen Trunk. Sein Name war Georg Friedrich Händel. Er saß freilich im tiefsten Negligé neben seinem stattlichen Schutzherrn, aber man konnte doch nichts Hübscheres sehen, als diese schlanke kraftvolle Jünglingsgestalt und dieses blühende Antlitz mit den großen prachtvollen Augen, die in eine andere Welt zu schauen schienen, und dem stolzen Munde, der doch eben jetzt so kindlich lächelte. Sein Gegenüber war ein dicker Taubenhändler mit einem gewaltigen Käfig voll girrender flatternder Thierchen, mit denen der junge Händel spielte und in zärtlichem Mitleid seinen Rock über den Käfig breitete, um die Tauben vor der Sonne und dem Staube zu schützen. Dazwischen redete er freilich mit seinem Nachbarn von Doppelfugen, Orgelwerken und Contrapunkten, von Modulation und Opernarien, von Chören und Concerten, daß der Taubenhändler und Pastetenbäcker sich ganz erschöpfen anzuheben über diese Gelehrsamkeit. Später zogen sie sogar Papierblätter hervor und schrieben um die Wette Doppelfugen auf, „da mente“ wie Mattheson meinte, „non da penna.“

Sie wollten Beide nach Lübeck, um sich dort als Organisten zu melden und als Bewerber um die frei gewordene Stelle an der Marienkirche. Der berühmte Orgelspieler der Domkirche dort, der gelehrte Burzthude, sollte sie streng prüfen. Die Stelle war als sehr einträglich gerühmt, aber eine seltsame Clausel war dabei: der Erwählte mußte sich zugleich verpflichten, die hinterlassene Schwester des Verstorbenen zu heirathen. Von dieser Nebenbedingung wußte freilich der junge Händel kein Wort, sein Beschützer hatte sie ihm geflüstertlich verheimlicht. „Sehen wir uns selber erst das Mägdlein einmal an“, dachte Mattheson, „ist sie hübsch, so nehme ich die Stelle; ist sie häßlich, nun so verhehle ich dem Kleinen dazu und sein Glück ist gemacht!“

Es lag ihm nämlich durchaus nicht viel daran, den jungen Händel in Hamburg zu behalten, er drohte ihm geradezu ein Nebenbuhler zu werden in mehr als einer Beziehung. Die Stimme des Jünglings, wenn man ihm kleine Opernpartien zur Aushilfe gab, klang viel freier und voller, als die Stimme Mattheson's; und wenn Georg Händel Orgel spielte, war die Kirche gefüllt bis auf den letzten Platz und die Frauen und Mädchen wollten gar keinen andern Lehrer haben als den hübschen Fremden. Mit dem Sängerringen war vollends kein Auskommen, wenn Händel in den Proben einmal von Mattheson aus Clavier geschoben wurde; sie coquettirten mit ihm ohne Ende, obgleich er nichts

davon zu sehen und zu hören schien. Sogar das schöne Töchterlein des englischen Residenten wollte plötzlich zum Entzücken des Vaters Violine spielen lernen, aber bei keinem anderen Lehrmeister, als bei dem jungen Händel. Mit einem Wort: die Stadt Hamburg wurde zu eng für Beide.

Auch hier in der Postkutsche mußte Mattheson erleben, daß „der Kleine“ wiederum die Herzen mit Sturm eroberte. Der Pastetenbäcker, der sich im Verlauf der Fahrt mit Stolz als einen „Wälgetreter-Gehilfen aus Liebe zur Musik“ zu erkennen gab, bot ihm eine Pastete nach der andern an und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er gern bereit sei, ihm bei seinem Orgelspiel in der Marienkirche seine Dienste zu weihen. Mattheson betheiligte sich bei diesem Freundschaftsbündniß nur indirect; seine Perrücke fiel nämlich bei einigen gewaltigen Stößen des Wagens zu seinem höchsten Jorn von der Wagendecke in die Pasteten, so daß er endlich genöthigt war, sie trotz der Hitze aufzusetzen. Gern hätte er eine Frage gethan nach der Organisten-Schwester, aber er fürchtete, daß dann die Clausel selber auch aus Tageslicht kommen würde. Später geschah es sogar, daß Händel im Schlaf, der ihn endlich übermüdet hatte, mit dem Kopf in den Taubenkäfig fiel und einige Sprossen zerbrach, in Folge dessen es drei Tauben gelang, das Weite zu suchen. Aber trotzdem fiel kein zürnendes Wort. Der Dicke seufzte nur und sah den Flüchtlingen nach. „Ich weiß nicht, Euch kann man nicht böse sein“, murmelte er dann, „jeder Andere hätte mir's theuer büßen sollen!“

Sie erreichten denn auch endlich, nach vielen schweren Stunden, die alte Reichsstadt an der Trave.

Feuerströme der untergehenden Sonne brachen durch die bunten Fenster und füllten die alte Marienkirche zu Lübeck mit einem wunderbaren Licht. Seltsame Reflexe zitterten auf den stillen Grabmälern und liefen über die gespenstischen Gestalten des Todtentanzes. Das Orgelwerk, wo eben Mattheson seine kunstvollen Fugen gespielt, lag schon im Dämmerlicht. Die zweite Orgel aber, auf deren Bank jetzt der junge Händel sich niederließ, wurde übergoßen von einer rosigen Gluth und der junge Kopf, von dessen Schläfen das reiche braune Haar weggestrichen war, erschien wie von einer Glorie umstrahlt. Neben ihm stand mit zuversichtlichem Lächeln und wie zum Kampfe eingestemmt Armen der musikliebende Pastetenbäcker und flüsterte: „wir stehen den Andern gründlich an!“

Und unten in der Kirche saßen, fast wie graue zusammengewirbelte Staubwolken, allerlei alte gelehrte Herren, Pastores und Cantores — unter ihnen der berühmte Burzthude, um Gericht zu halten über die Spieler. Während Mattheson's Spiel hatten die Köpfe wohlgefällig aber bedächtig genickt, so daß sich kaum ein Staubchen löste von den gewaltigen Perrücken bei der Bewegung. Der Spieler hatte offenbar Gnade gefunden vor ihren gestrengen Augen und Ohren.

Seitwärts von dieser Gruppe, in den Winkel eines Chorstuhls gedrückt, saßen zwei Frauen in Trauerkleidung, Mattheson hatte jedoch nicht weit von ihnen Platz genommen. Die eine hoch aufgerichtet, von energischer Haltung, beugte sich zuweilen ein wenig vor, so daß ein Lichtschein aus dem gegenüberliegenden Fenster ihr Gesicht traf; es erinnerte in seiner dunkeln Farbe, in seinem Schnitt und seiner Unbeweglichkeit an die harten Heiligengeichter alter Holzschmizerien. Die Trauerhaube mit der spitzen schwarzen Schneppe, die hohe Kräuse, auf der das spitze Kinn ruhte, ließ den Kopf noch älter und finsterner erscheinen. Neben ihr, aber etwas zurückgeschoben, tauchte nur sehr selten einmal ein rosiges Mädchengesicht auf, im Dichte dann wie ein auf Goldgrund gemaltes Engelsköpfchen erscheinend. Es war ein altdeutsches Blumengesicht, eingefast von einem Rahmen goldenen Haars. Blaue zärtliche Augen, köstliche Lippen, zu dem Köpfchen die schönste Gestalt.

„Gefiel er Euch, Base?“ fragte sie jetzt ganz leise. „Er ist ein Mann nach meinem Sinn!“

„Habt Ihr ihn Euch ordentlich angesehen?“

„Was kümmert mich sein Gesicht — er hat wie ein Heiliger gespielt.“

„Ich finde ihn so häßlich!“ und ein Schauer durchbebt die Gestalt. „Glaubt Ihr, daß sie ihn wählen werden?“

Und die schönen Augen glitten furchtsam zu den Staubwolken und den langen Perrücken hin.

„Sicherlich! Wenn der Andere dort oben jetzt nicht etwa wie ein Engel spielt.“

„Aber diesen Ersten mögen wir nicht, Base!“

Und die feinen Lippen preßten sich so fest und trotzig aufeinander, als ob die Sprecherin einer ganzen Welt gegenüber ihren Willen durchzusetzen bereit sei.

„Wie mag der Andere aussehen!“

„Frage nicht danach, Kind, das sind Dinge, die vergehen, gib Acht, wie er spielen wird.“

Und in diesem Augenblick schwoh der erste Orgelton empor — ein himmlisches Brausen begann: Georg Händel spielte. Neue Lichtströme überflutheten den geweihten Raum. In alle Winkel drang es wie Frühlingssnahe. Nirgend mehr Schatten und durch alle Herzen wehte es wie Himmelseligkeit und die Hände falteten sich. Geurthete Stimmen wurden glatt, um verrocknete Lippen flog ein Lächeln der Jugend und des Glückes, Augen, die längst das Weinen verlernten, schimmerten feucht. Aber es war nicht wie eine Orgel, die da erklang: von allen Seiten rauchte, sang und brauste es daher in wunderbaren Harmonien, mit einer Kraft und Zartheit, Herrlichkeit und Lieblichkeit, wie der Gesang der himmlischen Heerschaaren selber.

Die graue Richterchaar da unten saß nicht mehr in starrer Unbeweglichkeit, wie zuvor, sie neigten sich, als der letzte Ton verhallt war, gegeneinander, wie glückliche beschenkte Kinder. Sie sprachen lebhafte, fielen einander ins Wort, trockneten sich die Augen, athmeten tief auf, schauten hell und heiter um sich — es war eine wunderbare Wandlung!

Die beiden Frauen hatten sich auch erhoben, aber nur die Ältere trat aus dem Kirchenstuhl, die Andere lag auf den Knien, das Köpfchen gegen das Betspult gedrückt, lachend und weinend zugleich.

„O Base, er wird hier vorüber kommen und ich darf ihm doch nicht die Hände küssen; und ich muß ihn doch anbeten und wäre er noch tausendmal häßlicher, als der dort drüben! Base, sagt's ihm statt meiner!“

Und die Base legte besänftigend ihre Hand auf das jugendliche Haupt und ging von ihr weg in den Gang hinaus.

In diesem Augenblick nun geschah es, daß der alte Kutscher zu Mattheson sagte: „Ihr wollt die Hinterlassenschaft des Todten

sehen: dort sind die Schwestern des Cantors, steht die große Frau, das ist die Älteste und dahinter — die schöne Blonde — die soll der neue Cantor heirathen.“

Er wollte noch mehr sagen, aber da entstand ein plötzliches Gedränge: der junge Orgelspieler kam den langen Gang herab, so jung, so schön, so bescheiden und doch sicher und ruhig und in den Augen das Feuer der Begeisterung, auf der gedankenvollen prächtigen Stirn schon die ersten Strahlen jener Glorie, die später das Haupt des Schöpfers eines „Messias“ umzog. Man umringte ihn, der berühmte Burzthude drängte sich Allen voraus, er fiel dem jungen Händel um dem Hals und küßte ihn unter Thränen auf beide Wangen.

„Mein Sohn, Ihr seid zu großen Dingen ausersehen!“ rief er begeistert, „Ihr sollt mit Eurer Kunst an das Herz der Völker schlagen und sie wieder zurückführen zu ihrem alten heiligen Glauben, wie einst die alten heiligen Maler durch ihre frommen Bilder die Menschen fromm gemacht. Wie ein Verkündiger der ewigen Macht und Herrlichkeit habt Ihr da oben zu uns geredet und es war, als ob Ihr die Musikanten des Himmels belauscht. Sagt mir nur, wenn Ihr kein Prophet seid, wo habt Ihr, bei Eurer Jugend, Eure Kunst gelernt!“

Und Einer nach dem Andern kam heran, um dem jungen Händel die Hände zu drücken, mit ihm zu reden, ihn zu loben, ihm zu danken und nur langsam konnte er weiter gehen, so stand er denn plötzlich vor einer großen Frau, deren dunkles Gesicht sich ihm zugewandt hatte. Der Schein eines Lächelns zuckte über ihr Gesicht und sie sagte: „Die Schwester eines todten Orgelspielers, dessen Platz dort oben war, möchte Euch gern danken!“

Im nächsten Augenblick war Georg Händel schon weiter gedrängt: er hatte die kleine weiße, volle Mädchenhand nicht gesehen, die sich hinter den Falten des schwarzen Trauerkleides der großen Frau ihm entgegenstreckte, den thränenvollen und begeisterten Blick nicht, der ihm aus schönen Mädchenaugen folgte. — Wäre es geschehen, so würde Händel, statt nach Italien zu gehen, Cantor an der Marienkirche zu Lübeck geworden sein.

Noch am Abend desselben Tages erdienen eine Deputation bei dem jungen Händel, um ihn die Organistenstelle an der Marienkirche anzutragen für Lebenszeit. Es hatte aber kurz zuvor ein Gespräch zwischen ihm und Mattheson stattgefunden, in Folge dessen der junge Mann diesen ehrenvollen Posten ablehnte unter dem Vorwande, sich nicht binden zu können. Seltsamer Weise erbot sich nun im Geheimen zwar Mattheson freiwillig dazu und die Wähler waren auch bereit, ihn anzunehmen, der Hauptwähler aber widersetzte sich, ein rosenrothes blondes Mädchen, das jüngste Schwesterlein des verstorbenen Organisten, und so kehrte denn auch der Secretair des englischen Residenten kurze Zeit nach seinem jungen Schützling wieder nach Hamburg zurück, durchaus nicht in glänzender Laune.

Ob Georg Händel später wohl erfahren, daß Mattheson ihm eine Lüge gesagt, als er in jenem Gespräche unter vier Augen ihm die große dunkle Frau als seine Zukünftige bezeichnete? Es ist darüber nichts bekannt geworden; gewiß aber ist, daß ein Jahr darauf eine kleine Schlägerei zwischen Beiden vorfiel, über deren eigentlichen Grund Niemand klar sah.

Alle Biographen berichten einfach, daß zwischen dem jungen Händel und Mattheson ein Wortwechsel entstanden und bei der Gelegenheit eine Ohrfeige gefallen sei. Beide zogen hierauf die Degen und auf öffentlichem Markte in Hamburg erfolgte ein Zweikampf. Zum Glück sprang Mattheson's Klinge auf dem metallenen Rockknopf seines jugendlichen Gegners. Dies machte dem Streit ein Ende und beide Männer lötheten sich auch wieder miteinander aus; eine innige Freundschaft verband sie aber nie miteinander, obwohl Mattheson in seiner Selbstbiographie sich wohl hütet, dies einzugehen und sich in jeder Weise abmüht, sich als Schützer des später so hoch gefeierten Kollegen in das rechte Licht zu setzen.

Die Reise nach Lübeck erwähnte Mattheson in seinem Tagebuche mit folgenden Worten: „Ich weiß, Händel wird lachen, so selten er sonst jetzt zu lachen pflegt, wenn er sich unserer Postreise nach Lübeck erinnert, insonderheit falls er des Taubenkrämers gedenkt, ingleichen des Pastetenbäckers, der uns beim Spielen die Bälge trat.“

Zwischen diesem Bilde und dem folgenden liegt ein ganzes wunderbar reiches Menschen- und Künstlerdasein. Zweiundachtzig Bände voll Originalmanuscripte Händel's standen in der Sammlung des Königs von England: zweiundvierzig Opern, vierundzwanzig Oratorien, acht Bände Motetten, vier Bände Cantaten, sechs Bände Sonaten, Suiten, Fugen und Orgelconcerte. Georg Händel war am 13. April 1759 gestorben und am 20. in der Westminsterabtheilung beigesetzt worden.

Erst am 26. Mai 1784, fünfundzwanzig Jahre nach des Meisters Tode, taucht jenes Bild voll Pracht und Herrlichkeit in Farben und Tönen auf, das man Händel's Gedächtnisfeier nannte. Es war wohl ein Tag, so frühlingsheller und funkelnd, in Sonnenlicht und Blütenpracht, wie eben der heutige 26. Mai, als sich die unabsehbare Menge vor den Thüren der Westminsterabtheilung drängte.

Und wie man in unserer Zeit zu den Pfingstconcerten am Rhein die Künstler aus allen Länden lockt, um mit ihrer Hilfe drei Tage auszufüllen mit Sang und Klang, so füllte man damals drei Niesencconcerte mit einem Auszug aus Händel's Schöpfungen und über den Canal herüber war eine deutsche Nachtigall geflogen, des alten Cantor Hiller zu Leipzig berühmteste Schülerin: Gertrude Schmehling Mara.

Das Orchester bestand aus zweihundert der auserlesensten Tonkünstler, als Dirigent schwang Cramer den Tactstab. Der große Dom des Pantheon war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ueber der Orgelgalerie hatte man Händel's Transparent-Portrait angebracht. Gegenüber lag die Königsloge, in der die Majestäten an jedem Abend erschienen. Eine Fluth von Licht aus zahllosen Lampen ergoß sich auf den rothen Atlas der Brustungen, auf die prächtigen Purpurovorhänge mit ihren Goldborden und Stickereien, auf die frischen Kränze und Blumenguirlanden und auf die strahlende Schönheit der Frauen, die zu beiden Seiten der Königsloge längs den Galerien aufstauten im reichsten Schmuck. Man führte in sinniger Abwechslung an den beiden ersten Abenden Chöre, Orchester-, Orgelwerke und Arien aller Art auf, der dritte Abend war dem „Messias“ geweiht.

Und eben von diesem Abend und von dem Wunderwerk dieser Tonschöpfung erzählten die alten vergilbten Blätter meines alten englischen Buches und eine Notiz des gelehrten Musikdoctors lautete:

„In der That, das allgemeine Entzücken, welches auf den Gesichtern dieser ungewöhnlich zahlreichen und glänzenden Ver-

sammlung von Zuhörern die ganze Zeit über sichtbar war und sich nur steigerte, wenn die deutsche Sängerin ihre so rührende und mächtige Stimme erhob, übertraf allen stillschweigenden Ausdruck menschlichen Vergnügens, den ich je vorher wahrgenommen hatte." Ihre Gewalt über die Empfindungen der Zuhörer schien eben so stark zu sein, als die Zauberwelt unserer berühmten Miss Siddons. Ich sah kein Auge, während sie sang, dem nicht „sanft eine stille Zäh' entfiel". Und ob ich gleich schon so lange

an Musik gewöhnt bin, so fand ich doch mich nicht „aus stärk'rer Erd' gefornit", als Andere. Beim Schlußchor erhob sich voll Ehrfurcht die ganze Versammlung.  
Ehre für Georg Händel!

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

zog es wie Geisterhauch aus all der Frühlingspracht daher, als ich leise das alte Buch schloß. Sang es jene längst verstummte

wunderbare deutsche Nachtigall, von der ich eben gelesen, tönte es aus den blühenden Büschen, aus der Blätterpracht der zu neuem sonnigen Leben erwachten Bäume, schallte es vom Himmel herab oder stieg es aus dem eigenen Herzen empor? Und ein leiser süßer Wind trug es weiter und weiter über längst verstommene und frische Gräber — weit, weit in alle Länder, ein Frühlingsgruß und zugleich die Aeolsharfenbegleitung zu den Erinnerungsbildern von Georg Händel.  
Elise Polka.

### Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit von **Wilhelmine von Hillern** geb. Birdy.

(Schluß.)

#### III.

#### Kein Prophet im Vaterland.

Jahr um Jahr verging, Hans Viefriint war verschollen. Man dachte seiner nur noch, wenn man an dem verschlossenen Häuschen mit den erblindeten Fenstern vorüberging, von dem man nicht wußte, wer nun zunächst ein Recht darauf habe.

Nur Eine dachte seiner für und für und hoffte und harnte in bräutlicher Sehnsucht. Kein Bitten, kein Drohen und Schelten des Vaters vermochte die Maria Ruppacherin, einem ihrer vielen Bewerber Gehör zu schenken. Nie verließ sie das Haus, als um in die Kirche zu gehen und allabendlich nach dem Abendsingen begoß sie den Kaiserbaum, daß er stattlich heranwuchs und des Treulichsten Herz erfreue, wenn er wiederkäme. Es war ja das Einzige, was mit ihm in Zusammenhang stand, er hatte es mit ihr gepflanzt, es mit ihr geliebt, — sie pflegte das Bäumchen mit doppelter Sorgfalt, wie eine Mutter dem fernen Gatten das Kind pflegt, das er ihr zurückließ, damit er's recht groß und stark finde bei der Heimkehr. Und das Bäumchen wuchs und gedieh. Schon war es so hoch wie die Nische, in der es stand und wollte darüber hinausragen, aber sie bog es in die Nische hinein und band es an der Mauer fest, so daß sich sein blühender Wipfel unter die Wölbung beugen mußte.

Dies stille Thun war ihre einzige Freude, ihre einzige Erholung. In Arbeit und Gebet gingen ihre Tage hin und ihre frischen Wangen begannen zu bleichen, ihr Vater sah es ohne Mitleid, wie sein schönes Kind immer stiller ward und trauriger und wie sie langsam verfiel. Es war ein Glück für sie, daß die beginnenden Reformationskämpfe, die auch Breisach bedrohten, Ruppacher's Zeit im hohen Rath immer mehr in Anspruch nahmen und ihn nicht dazu kommen ließen, sein Vorhaben auszuführen und Maria mit Gewalt zu verheirathen.

Die Stürme um Breisach zogen heran, die Bauern des Kaiserstuhls standen in Waffen auf für die neue Lehre und immer mehr Anhang strömte ihnen zu. Die Stadt zitterte für ihren alten Glauben und während sie sich nach Nutzen befestigte und in Vertheidigungszustand setzte, rieth ihr Erzherzog Ferdinand, der Enkel Kaiser Maximilian's, auch nach Innen Alles zu thun, was den alten Glauben stärken und befestigen könne. Mit frommem Opfernuth that Jeder das Seine. Stiftungen und Schenkungen wurden gemacht zur Erhöhung des Ansehens der Geistlichen, zur Vermehrung und Verbesserung der kirchlichen Aemter und endlich zur Verherrlichung der idealen Gestalten des katholischen Glaubens durch Bild und Bildwerk in der Kirche selbst. Längst fehlte es an einem würdigen Hochaltar, gerade in einer Zeit wie diese mußte solch einem Mangel abgeholfen werden und man beschloß ein Werk herzustellen zu lassen, welches die ganze himmlische Glorie den wankenden Gemüthern sichtbar vor Augen führe.

Eine Ausschreibung erging an die deutschen Künstler, sie sollten Zeichnungen und Vorschläge für das Werk einreichen und dem, der die besten einsandte, sollte die Ausführung übertragen werden. Von alledem hörte Maria nicht viel, denn sie ging nicht mehr unter die Leute, die sie schon kopfschüttelnd die Himmelsbraut nannten. Sie lebte einsam in ihrem kleinen Erkerstäbchen und immer trüber ward der Blick, mit dem sie zu dem hölzernen Christus aufblickte, den ihr Hans einst geschnitten. Es ging nun ins fünfte Jahr, daß Hans nichts mehr hatte hören lassen. Freilich konnte und durfte er ihr ja nicht schreiben und Freundschaft hatte er in Breisach keine. Aber solche Ungewißheit zehrt am Leben. Maria war müde nicht des vergeblichen Wartens, aber von dem vergeblichen Warten, — todesmüde.

Eines Abends setzte sie sich denn hin und begann ihren letzten Willen niederzuschreiben. Ihr Vater war in einer Rathssitzung, sie war allein und unbelauscht.

„Wenn ich gestorben bin," schrieb sie, „so bitte ich, daß man mich begrabe oben am Münster unter dem Rosenbaum, den ich als Kind dem lieben Gott geweiht. Sollte Hans Viefriint jemals wiederkehren, so bitte ich —"

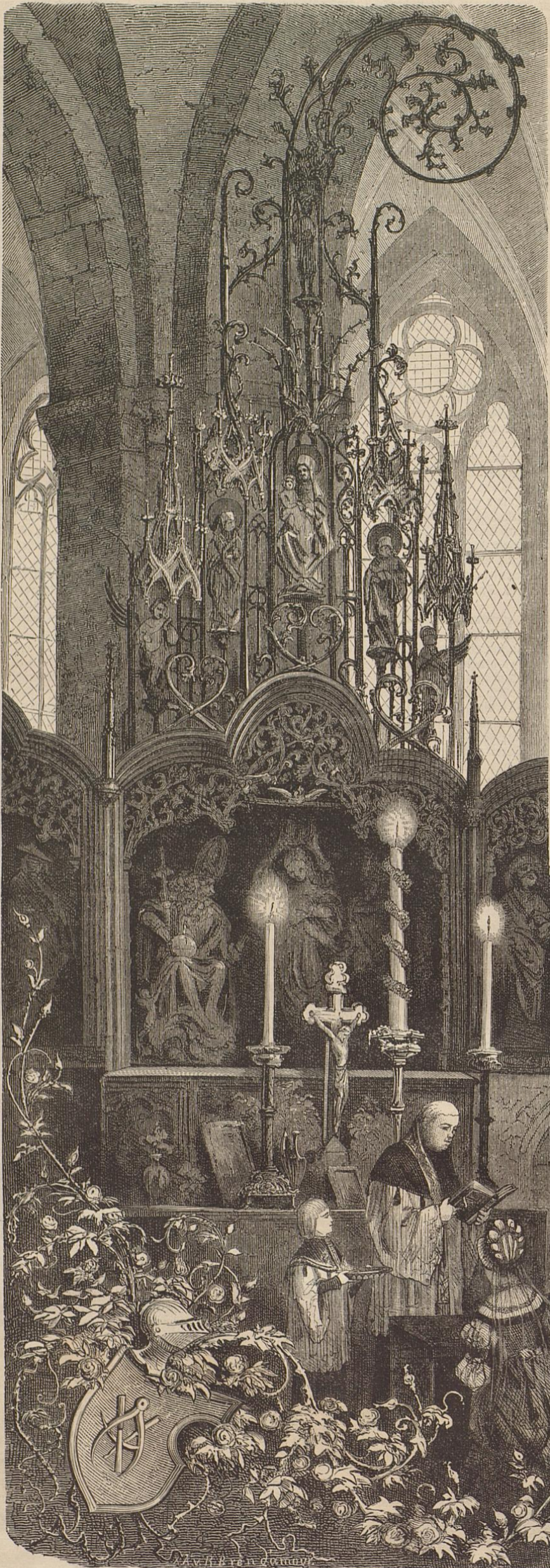
„Und wenn Du kommst zum Rosenbaum  
Kannst Du's herunter langen —"

erscholl es plötzlich leise, ganz leise unter ihrem Fenster.

Schneller fällt kein Stern vom Himmel, schneller springt keine Knospe auf, als das Mädchen bei diesem Ruf an's Fenster sprang und mit zitternder Stimme den Endreim wiederholte.

„Süß Liebchen, komm und pflück' sie ab,!"

antwortete es wieder von drüben über die Mauer — und das Pergament mit dem begonnenen Testament, Stift und Schreibschwärze, alles flog in die Truhe, das Mädchen aber wie ein aus



dem Käfig erkletter Vogel den Berg hinan, ohne sich umzusehn, als könne das Glück, das unbefehliche Glück, das ihr folgte, wenn sie sich umsieh, verschwinden und ein Andern, als der Gehoffte, hinter ihr stehen. Schnelle, immer schneller werdende Tritte kamen ihr nach. Jetzt hielt sie klopfenden Herzens athemlos am Kaiserbaum an und im selben Augenblick umschlangen sie zwei Arme, die Sinne schwanden ihr — es war ihr als stiegen die Flügel des Rheins brausend den Berg hinan und ergössen sich über sie hin und spülten sie mit hinunter und sie klammerte sich an den starken Halt in ihren Armen, um nicht hinabzusinken in die unermeßliche Tiefe. Weiter wußte sie nichts mehr, sie lag bewegungslos und bleich an des Geliebten Brust.

Zum Glück war Niemand weit und breit um die Wege und als Maili wieder zur Besinnung kam, sah Hans auf der Bank und hielt sie zärtlich auf seinen Knien, rieb ihr Schläfen und Hände und hauchte ihr den warmen Odem seines Lebens und Liebens ein. Lange, lange hielten sie sich schweigend umfaßt, denn die achte rechte Liebe spricht nicht, sie küßt zuerst.

„Mein treues Lieb!“ sagte Hans endlich; „Du bist so bleich geworden, bist Du krank?“

Sie schüttelte mit einem seligen Lächeln das Haupt: „Nein, jetzt nicht mehr, gewiß nicht mehr! Du bleibst aber auch gar zu lange aus! Hättest Du nicht früher wiederkommen können?“

„Nein, mein Lieb, das kommt ich nicht. Wäre ich gekommen als ein armer unberühmter Gesell, hätte mich da Dein Vater nicht wieder mit Schimpf und Schande von seiner Schwelle gejagt? Wir hätten uns nur wiedergesehen, um uns zum zweiten Mal zu meiden. Schau, drum habe ich ausgehalten so lange als meine Lehrzeit dauerte, bis ich mir sagen konnte: jetzt darfst Du um die schöne vornehme Ruppacherin freien. Ich habe die Welt gesehen und mein Auge gebildet an all den Kunstschätzen der großen Städte und dann bin ich beim Dürer gewesen, habe in seiner Werkstatt mitgearbeitet und mein Name ist mit Ehren genannt unter Dürer's Schülern.“

„O Hans, glaubst Du wirklich, daß das meinen Vater erweichen wird?“ fragte Maria angstvoll.

„Ja Maili — es kann mir nicht fehlen. Ich habe in Nürnberg gehört, daß der Magistrat endlich einen neuen Hochaltar für das Münster machen lassen will. Ich bin hierher geeilt, um mich um die Arbeit zu bewerben und werde ich würdig befunden, so ich ein Werk zu schaffen — was kann dann Dein Vater noch gegen mich einzuwenden haben?“

Maili schüttelte immer noch ungläubig den Kopf, aber Hans war voll Hoffnung.

„Schau, das alte Kaiserbäumchen, wie es gewachsen ist.“ rief er bewundernd aus, „das hast Du gut gepflegt! Ist es doch, als hätte es all das frische rothe Blut in sich gesogen, das aus Deinen Wangen gewichen ist, mein Lieb, so purpurn sind die Rosen. Gib mir meines Liebchens Blut wieder, Du Dieb.“ scherzte er froh, brach eine Hand voll Rosen und strich damit sanft über Maili's Wangen, als wollte er sie schmelzen, aber sie blieben weiß. „Das hilft nicht, aber vielleicht hilft das?“ er küßte sie: „Hei, das ist eine bessere Schminke.“ lachte er und drückte das erlösende Gesicht des Mädchens in überströmender Wärme an seine Brust. „Blüh auf, mein Köstlein, blüh auf, der Frühling kommt!“

Eine halbe Stunde später trat schüchternen Schrittes der Rathsdieners in den Sitzungsaal des hochgeheilten Breisacher Rathhauses.

„Der hochweise Rath möge gnädigt verzeihen,“ bat er, „es sei Einer draußen, der dringend begehre, vor den hochweisen Rath geführt zu werden.“

„Wer ist es denn?“ fragte der Bürgermeister.

„Es ist der Hans Viefriuk,“ sagte der Rathsdieners, „aber schon angethan — ich hätte ihn beinahe nicht mehr erkannt.“

Das war eine Ueberraschung! „Der Hans Viefriuk, der Auswanderer, der Landstreicher, der bei Nacht und Nebel fortließ, Gott weiß wohin und sich Jahre lang herumtrieb, Gott weiß wo? Was will der?“

„Er will sich um die Arbeit für den Hochaltar bewerben und seine Zeichnung vorlegen.“

„Was, mit solch einem Lump sollten wir uns einlassen, der nie was Anderes zu Stande gebracht hat, als was jeder Kändler kann?“ schrie Rath Ruppacher und die übrigen hochweisen Herrn stimmten ihm bei.

„Er soll sich scheren, woher er kam!“ war der endgiltige Bescheid, solch ein Werk vertraue man nicht jedem hergelassenen Stümper an, von dem kein Mensch je gehört, daß er was könne.“

Der gutmüthige Rathsdieners verließ betrübt mit dem rauhen Bescheid den Saal. Aber gleich darauf kam er wieder und brachte unter tausend Bücklingen eine Mappe herein.

„Der Viefriuk thut's nicht anders, die gestrengen und hochweisen Herren möchten doch nur einmal seine Zeichnungen ansehen — und wenn die Gestrengen nicht wüßten, was der Hans Viefriuk könne, dann möchten Sie nur in Nürnberg bei Dürer nachfragen, der werde es Ihnen schon sagen.“

„Wenn sich der Kerl jetzt nicht bald fortmacht,“ schrie Rath Ruppacher, „so lassen wir ihn vom Büttel fortbringen.“

„Gernach, gemacht, Meister Ruppacher,“ sprach der Bürgermeister, ein ruhiger Mann, der indessen die Mappe geöffnet hatte: „Die Zeichnung dünkt mich doch so übel nicht. Das ist die Krönung der Mutter Gottes im Himmel. Sieh, sieh, recht sinnreich ausgedacht.“

„Aber so etwas hinzeichnen ist leichter, als es auszuführen,“ meinten Andere. „Der Viefriuk hat so was nie machen können.“

„Er hat vielleicht Fortschritte gemacht!“ — bemerkte der Bürgermeister, „und thut's am Ende wohl billiger, als die berühmten Meister.“

Diese Ansicht leuchtete Vielen ein; aber es wäre doch unerhört gewesen, wenn man solch ein erhabenes Werk einem einfachen Breisacher Kind wie Hans Viefriuk übertragen hätte, den Jeder als dummen Jungen gekannt, den man so aufwachsen sah, ohne je etwas Besonderes an ihm wahrzunehmen, — ja, den man so über die Achseln angesehen und verachtet hatte! Nein, es war schon um des Ansehens der Sache willen nicht zu wagen! So wurde dem Hans Viefriuk unwiderruflich abgewiesen.

Aber ein Gutes hatte der Vorfall doch gehabt, die Herren waren dadurch auf den Gedanken gebracht, um sicher zu sein, daß die Arbeit in die rechten Hände komme, den Albrecht Dürer die bisher eingelassenen Zeichnungen zu schicken und sein Gutachten darüber zu verlangen.

Maili weinte bitterlich, als sie hörte, wie schlecht es Hans auf dem Rathhause ergangen, aber noch verzweifelte er nicht ganz, er hoffte auf Albrecht Dürer und gleichzeitig mit dem Schreiben des Gemeinderaths ging auch ein Brief Hans Viefriuk's an seinen großen Freund und Lehrer ab.

Wochen verfloßen den Liebenden abwechselnd in banger Spannung und süßem verstohlenen Glück, denn die politischen Kämpfe und Wirren des Jahres 1524 zogen die Aufmerksamkeit Ruppacher's zu sehr von seiner Tochter ab. Sie sahen sich ungehörter als je und Maria lebte und blühte reich wieder auf in dem neu angebrochenen Liebesfrühling. Hans hatte sein verödetes Haus wieder bezogen und sich einweilen eine Hausthür geschnitten, welche trotz aller Geringschätzung des heimlichen Künstlers Aufsehen machte.

Dürer's Antwort blieb lange aus, denn mit den Posten war es damals eine üble Sache und die Leute mußten mehr Geduld üben als heutzutage, wo man statt mit Monden und Wochen mit Tagen und Stunden rechnet. Endlich nach vier Wochen kam sie. Aber wer beschreibt das Staunen des versammelten Rath's, als das Schreiben keine andere, denn die so schneide zurückgewiesene Zeichnung Hans Viefriuk's enthielt und Dürer schrieb: „er könne ihnen mit dem besten Willen nichts Schöneres empfehlen, als diesen Entwurf seines Freundes und Schülers Hans Viefriuk, für dessen vollendete Ausführung er Bürgehaft leiste. Er begreife nicht, wie eine Stadt, die einen solchen Künstler in ihrer Mitte beherberge, sich noch an auswärtige Künstler wende. Hans Viefriuk sei ein so ehr- und tugendstamer Jüngling und ein so großer Künstler, daß die Stadt Breisach stolz darauf sein könne, ihn den Ihrigen zu nennen und Alles thun müsse, ihn zu fesseln, denn dem Viefriuk stehe die Welt offen und nur seine treue Anhänglichkeit an Breisach habe ihn bewogen, überhaupt wieder dorthin zurückzukehren.“

Eine halbe Stunde nach Ankunft dieses Briefes zog eine für Breisach unerhörte Menschenmasse die enge Straße herauf. Hans, der ruhig in seiner Werkstatt arbeitete, ließ an das Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Aber, o Wunder, der Zug hielt vor seinem Hause an und laut erschallte der messingene Klopfer im Rachen des geschmigten Löwenkopfes an der Thür.

Hans trat heraus und vor ihm stand ein Deputation des Gemeinderaths in feierlichem Aufzug, gefolgt von der Einwohnererschaft aller Straßen, die vom Rathhaus herführten.

„Was begehren die Herren von mir?“ fragte Hans erstaunt.

„Hans Viefriuk,“ begann der Sprecher der Deputation, „der hochweise Rath dieser Stadt thut Euch kund und zu wissen, daß er fast einstimmig beschloffen hat, Euer Ansuchen, betreffend die Anfertigung des Hochaltars für unser Münster, zu genehmigen, und zwar ohne Accordsumme und mit der Weisung, wenn Ihr Geld braucht zum Anschaffen von Holz u. s. w., so möget Ihr es beim Rathsbuchhalter entnehmen.“

Hans schlug die Hände zusammen vor Freude: „Ist es wahr, ist es möglich! Sagt mir, hochedle Herren, wem verdanke ich dieses Glück?“

„Der Rath sendet Euch dieses Schreiben Albrecht Dürer's, welches wir Euch hier vor allem Volke vorlesen wollen,“ sagte der Wortführer und las laut den Brief Dürer's vor. Hans hatte in seiner Freude nicht bemerkt, wie Nachbar Ruppacher ingrimmig seine Fensterladen zumachte, als beleidige das Lob des jungen Künstlers seine Ohren. Und nachdem ihn die Deputation verlassen und er allein war, zog er seinen besten Staat an, steckte einen Strauß vor und ging hinüber zum Nachbar Ruppacher, denn jetzt war der Augenblick da, wo er freien durfte.

IV.

Die Bedingung.

Maili machte ihm die Thüre auf, ein leiser Schrei freudigen Schrecks — ein rascher Kuß — und sie verschwand in ihr Zimmer, wo sie klopfenden Herzens vor ihrem Betischmel niedersank und die allerseligste Jungfrau um ihren Beistand ansah. Hans trat unerschrocken bei Rath Ruppacher ein.

„Oho, was wollt Ihr?“ rief Ruppacher mit flammenden Augen.

„Ich wollte mich zuvörderst bei Euch bedanken, Herr Rath, für das Vertrauen, welches mir der hochweise Magistrat —“

„Braucht Euch bei mir nicht zu bedanken,“ unterbrach ihn Ruppacher verbissen, „ich habe Euch meine Stimme nicht gegeben.“

„So?“ fragte Hans betroffen, „das war nicht wohl gethan, Herr Rath, was hattet Ihr gegen mich einzuwenden?“

„Was, das fragt Ihr noch? Habt Ihr nicht mit meiner Tochter geliebäugelt und dem Mädel das Herz berückt, daß es nun keines ehrsamten Mannes Eheweib mehr werden will, weil Ihr ihm fort und fort im Sinne steckt?“

„Herr Rath,“ sagte Hans ruhig, „Ich weiß einen ehrsamten Mann, dessen Eheweib sie werden will und ich bin gekommen, ihn Euch zu bringen.“

„Nun, wer wäre denn das?“

„Ich, Herr Rath!“

Ruppacher lachte laut auf: „Du?! Poh Herrgott, hat man so etwas schon erlebt! Der Betteljunge wagt es —“

„Herr Rath!“ fuhr Hans auf: „Ich war und bin kein Betteljunge. Ich war arm, aber der soll kommen, der mir nachsagen kann, er hätte dem Hans einen Heller geschenkt, mein Vater hat uns ernährt mit seinem Plattenscheiden und meine Mutter hat sich und mich nach seinem Tode redlich durchgebracht mit ihrer Hände Arbeit. Das Einzige, was ich, so lange ich lebe, geschenkt bekam, das war das Messer und der Geldbeutel von Kaiser Max und das habe ich nicht erbettelt. Der Kaiser hat mir's gegeben, weil der große Mann, dessen Auge mit Gottesbild in die Seele der Menschen drang, in dem armen Knaben ein Streben erkannte. Es war kein faules Almosen, faul empfangen und faul verbraucht, — mit dem Messer hab' ich gearbeitet und die goldenen Deckpennige habe ich geparkt und zusammengehalten, bis ich sie in dem besseren Kapital meiner künstlerischen Ausbildung anlegen konnte, und wahrlich, sie haben Zinsen getragen. Ich bin kein Bettler, Herr Rath, und dulde solchen Schimpf nicht.“

„Nicht, Du duldest ihn nicht?“ fragte Ruppacher etwas gelassener, „nun wo hast Du denn Deine Reichthümer? zeig' sie mir, dann wollen wir weiter sprechen.“

„Hier und hier hab' ich sie, Herr Rath.“ Hans zeigte auf seinen Kopf und seine Hand.

„Willst Du mich narren, Kerl?“ schrie Ruppacher wüthend. „Nein, Herr Rath — ich will Euch damit nur sagen, daß ein denkender Kopf und eine fleißige Hand auch ein Reichthum ist, denn durch meinen Kopf und meine Hand entstehen die Werke, die mir Geld und Gut bringen — und glaubt es mir, dadrin steckt noch viel Geldeswerth, der mit der Zeit zu Tage kommen wird.“ „Und an solche Vorpiegelungen soll ich glauben, meine Tochter einem Manne geben, der alle sieben Tauben auf dem Dache, aber keine in der Hand hat?“

„Herr Rath, für die nächsten zwei Jahre habe ich für mich und meine Frau reichlich zu leben, durch die Arbeit im Münster bin ich ein gemachter Mann, —“

„Auf zwei Jahre und dann?“

„Dann werden neue Bestellungen kommen —“

„So, also Ihr meint, die Welt wird nichts zu thun haben, als sich mit Euren Schnörkeln anzuputzen? Jetzt kommen schwere Zeiten, wißt Ihr, da hat man für solchen Plunder kein Geld. Wäret Ihr noch ein ehrbarer Schneider oder Schuster, Kleider und Schuhe braucht jeder Mensch, aber wer solche brodlose Künste treibt wie Ihr, der kann in unsern Zeiten nur mit den Virenführern und den Schurkanten ziehen — und da könnte dann die schöne Rathsherrentochter auf den Gassen die Laute dazu schlagen. Ei, ja, das wäre so ein Spaß!“

Hans Viefriuk bebte vor Empörung, aber noch nahm er sich zusammen um Maili's willen und er entgegnete beiseiden: „Ihr kennt mich nicht, Herr Rath. Ich war ein hochfahrender Burck, der immer mit dem Kopf durch die Wand wollte, dem ist aber nicht mehr so. Ich habe mich in der Welt umgethan und einsehen gelernt, daß die Kunst nach Brode gehen muß, wenn der Künstler nicht im Elend verkommen soll, ich habe auch das Handwerk meiner Kunst treiben gelernt, um zu leben, und wenn es sein muß, so schnitze ich Wirthshauschilder und Hausgeräth, denn das brauchen die Menschen auch immer. Eure Tochter soll nicht hungern, selbst wenn der reiche Vater sie enterbt, und sobald bessere Zeiten kommen, wo auch hier die Liebe zum Schönen und zu den Künsten des Friedens neu erwacht, dann wird auch Hans Viefriuk wieder ein Künstler sein dürfen.“

„Ei und dann ist er was Rechtes — nicht wahr? wenn er ein Künstler ist!“ höhnte Ruppacher, „was meinst Du wohl, Du Aff, was ich unter einem Künstler verstehe? Tagediebe seid Ihr, die zu faul sind zum Arbeiten und zu dummt, um ein ordentliches Amt zu verwalten. Kopfhänger oder Himmelgucker seid Ihr, die in ihrem müßigen Hirn nichts als Wahngespinnste herumtragen und sie Andern in den Kopf setzen. Wer auf Brauch und Ordnung hält, der merzt solch abenteuerliches herrenloses Geindel aus, — damit es nicht mit seinen Gaukeleien auch Andere verführe, die noch im Boden der Pflicht und Zucht wurzeln.“

„Herr Gott, gib mir Geduld,“ rief Hans Viefriuk und bäumte sich auf in glühender Empörung: „Mann, Ihr seid mir heilig als Vater Eurer Tochter, sonst würde ich die Schmach anders sühnen, die Ihr mir angethan. Herr mein Gott, unter welche Menschen soll ich mich beugen, mit welchen Vorurtheilen kämpfen! Da draußen rings um mich her liegt eine ganze lachende lockende Welt im ersten Sonnenglanz der erwachenden Idee des Schönen, alles was denkt und fühlt, strömt jubelnd dem neuauftretenden Geist zu, die Humanisten, die Künstler, alles vereint sich im fröhlichen Schaffen, und die Laien, geblendet von dem ungewohnten Licht, sinken ihnen zu Füßen und sagen ‚führet uns!‘ Ein Kaiser hat einem Albrecht Dürer die Leiter gehalten, auf der er malte — und ein Rathsherr von Breisach, dessen Staub einst die Wände verweht, mißhandelt seinen Lieblingschüler wie einen Schuft! Da draußen habe ich alle Ehren meines Berufes genossen und hier in diesem dunkeln Winkel muß ich mich mit Füßen treten lassen, weil ich einen Strahl aus jener lichteren Welt herüberbringe, der Euren lichtscheuen Augen weh thut — weil ich ein Künstler bin!“

„So geh' doch, so geh' wieder in Deine lichte Hölle, die Du Welt nennst, Du frecher Bube,“ donnerte Ruppacher ihn an: „Warum bist Du nicht geblieben, wo Du warst, warum hast Du Dich so tief herabgelassen, unsern dunkeln Winkel aufzusuchen?“

„Weil ich Eure Tochter liebe, Vater Ruppacher, so innig liebe, daß mir kein Opfer zu groß ist für sie!“

„Und Du hast allen Ernstes geglaubt, Du ‚opfermüthiger‘ Herr, der Ruppacher werde so tief herunter sinken, daß er einem Künstler seine Tochter gäbe?“

„Ja, Vater Ruppacher, nach dem Ansehen, das der Künstler draußen genießt, konnte ich das denken.“

„Ich kimmere mich nichts drum, wie's draußen ist und wenn's dem Kaiser zehn Mal beliebt, dem Dürer die Leiter zu halten — oder gar die Schuhe zu putzen — ich halte mich an das, was hier zu Lande Brauch ist und ich sage Dir, so wenig Du einen Altar in das Münster hineinbringst, der höher ist als das Münster selbst, so wenig wirst Du je ein Weib heimführen, das so viel höher steht als Du, wie meine Tochter!“

„Herr Rath, ist das Euer letztes Wort?“

Ruppacher schlug eine höhnliche Lache auf: „Schnitz' mir einen Altar, der höher ist als die Kirche, in der er steht — dann sollst Du meine Tochter haben — eher nicht, so wahr Gott mir helfe!“

Ein herzerreißender Schrei drang aus dem Nebengemach herein. Ruppacher ging hin und öffnete, Maili lag ohnmächtig hinter der Thür. Hans eilte herzu, aber Ruppacher hob den Arm gegen ihn auf:

„Scher' Dich von hinnen, oder ich präge Dir Deine Schande ins Angesicht, Du Mädchenverführer!“

Einen Augenblick war es dem Jüngling, als zuckte ihm das heilige Messer, das ihm ein Kaiser geschenkt, damit er Künstler werde, in der Tasche. Er kämpfte einen inneren Kampf, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne perlten, aber das Messer blieb in der Tasche, er hatte sich besiegt, neigte stumm das Haupt und ging. Glühend heiß brannte ihm die Sonne auf den Scheitel, als er heraustrat, ihm schwindelte, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, er mußte sich einen Augenblick an den Thürpfosten lehnen, um nicht umzusinken. Dann eilte er fort, aber nicht in sein Haus, sondern zum Münster hinauf, zu seinem alten Freund, dem Kaiserbaum.

Es war ein göttlich schöner Mittag, schattenlos lag die Welt vor ihm, die senkrechten Sonnenstrahlen verbannten jede Dunkelheit. Glanz und Herrlichkeit strahlte von dem blaugewölbten Firmament nieder, strahlte wieder von dem grünen Erdreich, von dem rauschenden Strom. Wie ein Märchenschloß hob sich in der Ferne die stolze Burg der Sponeck von dem goldenen Hintergrunde ab und in starker Brandung, wie ein leidenschaftlich Liebender sich zu den Füßen der Geliebten stürzt, bespülte der Rhein den schroffen Felsen, der ihr zum sicheren Fußgestell diente. Drüben am jenseitigen Ufer schäkerten Eschässer Kinder und suchten mit Steinen herüber zu werfen. Es war munteres deutsches Blut, denn der Eschaff ahnte damals noch nicht, daß er einst aufhören könne deutsch zu sein und daß er drei Jahrhunderte später statt Steinigen Mordfugeln herüberwerfe, um es nicht wieder werden zu müssen! Sehnsüchtigen Blickes schaute Hans nach der Richtung Straßburgs zu, das damals ein Hort deutscher Kunst und Bildung war. Aber der Glanz des reinen Himmels that ihm weh, die strahlend schöne Natur kam ihm heute vor wie eine theil-

nahnlose Freundin, die sich schmückt, während der Freund weint. Er setzte sich in die Nische unter den Rosenbaum, wo immer noch geheimnißvoll der segnende Schatten des todtten Kaisers waltete, wo jede Rose unter seinen und Maili's Küßien erblüht war, dahin trieb es ihn immer wieder, da hatte er stets sein Heil gefunden.

Aber was konnte ihm jetzt noch für ein Heil kommen? Konnte der Baum sich mit seinen Wurzeln aus der Erde reißen und zum Ruppacher gehen, für ihn zu bitten? Konnte der Kaiser, der bei Lebzeiten nicht wieder kam, nach dem Tode kommen, um ihm zu helfen? Und wenn auch der Baum sich aus der Erde hob und wenn auch der Kaiser aus dem Grabe stiege und wenn auch Ruppacher's Herz sich erweichte — was hätte es ihm? Ruppacher selbst konnte ihm seine Tochter nicht mehr geben, denn er hatte ja einen Eid gethan, daß er sie nur haben sollte, wenn er einen Altar mache, der höher sei als die Kirche, in der er stehe! Aber dies war ja unmöglich und so war auch sein Wunsch unmöglich — und es hätte ein Wunder geschehen müssen, um ihm zu helfen. Aber Wunder that Gott nicht für ein so unbedeutendes Menschenkind, wie er war.

Für ihn und Maili war keine Rettung, keine Hoffnung mehr! Immer sah er das todesbleiche geliebte Mädchen vor sich, das er nicht mehr berühren durfte, und Schmerz, Verlangen und Wuth expresten dem sonst so starken Mann heiße unaushaltbare Thränen. Er begrub die schweißbedeckte Stirn in den Händen und schluchzte wieder wie vor Jahren hilflos wie ein Kind: „D mein Kaiser, mein Kaiser, warum bist Du mir gestorben!“ Aber diesmal war Maili nicht da, um ihm zu sagen, daß Gott bei ihnen sei und keine Künstlervision richtete ihn wie damals mit stolzen Hoffnungen auf. Alles blieb still um ihn her, nur die Rosenkäfer flogen summend um die Rosen und in den Lüften schrie ein Häher.

Da plötzlich gab ihm etwas einen derben Schlag in den Rücken.

Er fuhr zusammen, ihm war, als müßte der Kaiser hinter ihm stehen, wenn er umblickte. Aber es war nicht die Geisterhand des todtten Kaisers, die ihn berührte; das Rosenbäumchen hatte sich endlich durch die eigene Kraft von der Rückwand der Nische losgerissen, in die Maili es hineingebunden und war im Emporschnellen an Hans angeprallt.

Da stand es nun tanzenderade weit über die Wölbung hinausragend und jetzt erst sah Hans, wie viel höher das Bäumchen schon war, als die Nische, in der es gestanden. Aber wie ein Blitz schoß jetzt dem armen Hans ein Gedanke durch den Kopf.

Ein kurzes Befinnen, ein Schrei des Jubels: „Herr, mein Gott, Du bist groß auch im Kleinsten und Deine Wunder vollziehen sich noch!“

Was hatte ihn das Bäumchen gelehrt? Was war es, das ihn so plötzlich auf die Knie stürzen und den rauhen Stamm des Kaiserbaumes wie wahnsinnig vor Freude Herzen und Hüften ließ?

V. Erfüllt.

Hans sah Maili nicht mehr, Vater Ruppacher brachte sie selbst in das Kloster Marianen, damit sie weder Wort noch Blick mit dem Geliebten wechseln könne. Aber die Klausur der jungen Novize war doch nicht so streng, daß nicht hin und wieder ein Gruß, ein Lied und ein hoffnungserweckendes Wort Hans Liefriek's zu ihr gedrungen wäre.

Nach Hans lebte indessen wie ein Einsiedler in seiner Klausur. Vom ersten Tagesgrauen bis in die Nacht hinein arbeitete er ohne Ruh und Raß und kein Bitten noch Schelten konnte ihn bewegen, sein Werk einem Unerbessenen zu zeigen. Das stehe nicht in seinem Vertrag, entgegnete er auf jedes dahin zielende Verlangen und so wuchs die Reugier der Breisacher aufs Höchste.

Zwei lange Jahre waren vergangen, die ersten Reformationskämpfe, viel schwere Tage waren an Breisach vorüber gezogen, Hans hatte sich durch nichts beirren lassen, unverdrossen hatte er weiter gearbeitet, ohne nach rechts oder links zu schauen und endlich im Sommer des Jahres 1526 erschien er auf dem Rathshaus und erklärte das Werk als vollendet.

Nun war große Bewegung in Breisach. Das Münster wurde auf drei Tage geschlossen, so lange der Altar aufgestellt wurde. Hunderte von Neugierigen umstanden Hans Liefriek's Haus und die Kirche, um etwas von dem Werke zu erspähen. Aber fest verhüllt kamen die einzelnen Theile aus der Werkstatt und die Spannung steigerte sich immer mehr.

Am vierten Tag war Maria Himmelfahrt und an diesem sollte der Altar eingeweiht werden. Schon in aller Frühe wogte eine unabsehbare Menschenmenge den Berg herauf dem nun wieder geöffneten Gotteshaus zu. Frohlockend erkönte die große Glocke weithin über den Rhein und die Ortschaften. In ganzen Zügen zu Fuß und zu Wagen strömten die Landleute vom Kaiserstuhl und vom Elsaß herüber, um das Wunderwerk zu sehen, von dem schon seit zwei Jahren die Rede war.

Hans Liefriek war schon seit Tagesanbruch in der Kirche. Noch einmal betrachtete er prüfenden Auges seine Arbeit und als die große Glocke über seinem Haupte anschlug, die Gläubigen zu rufen, da überflog ein leichtes Zittern seine hohe schlankte Gestalt, er nahm das Kappchen ab und sprach mit gefalteten Händen: „Herr, nun segne meinen Schweiß!“

Es war ein kurzes Gebet, aber wer jemals gearbeitet hat, jahrelang im Schweiß seines Angeichts, um seine ganze Zukunft, sein ganzes Glück, der weiß, wie Hans Liefriek bei den wenigen Worten zu Muth war und unser Herrgott wußte es auch.

Nun strömte die Menge herein und der Augenblick war da, wo der Künstler stillschweigend das Werk seiner einjamen Tage und Nächte der Deffentlichkeit übergibt. Noch einen letzten Blick warf Hans Liefriek auf seine Schöpfung, dann verschwand er und beobachtete in banger Spannung den Eindruck, den sie auf das Publikum machte. Die Morgenjonne warf ihre vollen Strahlen herein, gerade auf den Altar und ein Ausruf des Staunens, der Freude und Bewunderung schallte von dem hohen Gewölbe wieder.

Da stand sie den Leuten vor Augen, die ganze himmlische Glorie, sichtbar, greifbar in urreigenster Gestalt. Gott Vater und Sohn, in ihrer Mitte Maria, die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt demüthig neigend unter der Krone, die Vater und Sohn über ihr emporkieften. Ein Sturm der Freude schien durch den ganzen Himmel zu wehen, wie im Sturme flatterten die Gewänder und Loden der Himmlischen; war das wirklich Holz, steifes hartes Holz, was da so beweglich schien? War es möglich, das Leblose lebendig zu machen? Regten sich diese Gestalten? Und diese Engelschaaren, die im wilden Jubelchor Halleluja sangen! Und die Heiligen alle, jeder so ganz natürlich und so besonders in seiner Art. Alle Figuren in Lebensgröße und das Ganze un-

wunden und gekrönt von dichten Ranken künstlichen Laubwerks, deren mittelste mächtig aufstrebend sich noch an der Wölbung des Chors hinstieg. Das ungeübte Auge der einfachen Leute konnte es nicht auf einmal überblicken, all' das Herrliche, was es da zu schauen gab. Solch ein Werk hatte noch Keiner gesehen von allen, die da waren und die harmlosen Seelen nahmen ihn mit kindlicher Ehrfurcht in sich auf, den niegeahnten Zauber der Kunst.

Das Hochamt begann, solch ein Amt war nicht gehalten, so lange man denken konnte. Schauer der Andacht durchzogen die Kirche, von Angesicht zu Angesicht waren die Leute noch nie den Himmlischen gegenüber gestanden — wie mußte da gebetet werden! Und als die Schellen der Wandlung erkönten, da wagte Keiner aufzublicken — sie meinten alle, der Erlöser da oben müßte nun lebendig werden und heraussteigen aus seinem Rahmen.

Als aber der Gottesdienst vorüber war, da drängte Alles unaufhaltsam heran, um den Meister zu sehen, der das Werk geschaffen.

Der Meßmer wurde abgepflicht, Hans Liefriek zu suchen. Da trat er hinter dem Altar hervor, bescheiden und tiefbewegt, aber so schön und so voll unbewußten ächten Stolzes, daß jedes Auge mit Entzücken an ihm hing. Der Bürgermeister, der einst das erste gute Wort im Rath für ihn gesprochen, trat ihm entgegen und schüttelte ihm glückwünschend die Hand, der ganze Rath folgte seinem Beispiel mit Ausnahme Ruppacher's, der finster an einer Säule lehnte, weil er nicht durch das Gedränge hatte entkommen können. Seine Tochter stand hochaufgerichtet neben ihm, bleicher als je, aber mit einem selig verklärten Ausdruck in dem reizenden Gesicht.

„Findet Ihr nicht, daß die Ruppacherin der Mutter Gottes da oben ähnlich ist?“ flüsterte Einer dem Andern zu.

„Ja, das ist wahr!“  
„Und der Gott Vater dem Kaiser Max!“ meinte ein alter Mann, „gerade so sah er aus!“ Und wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen, der Liefriek habe die Maria Ruppacherin und den Kaiser Max abconterfeit.

„Ja, lieben Freunde,“ sagte Hans laut und vernehmlich, „das thut ich, weil ich nichts Schöneres auf der Welt kenne als Kaiser Max und Jungfrau Ruppacherin. Gott hat die Menschen zu seinen Ebenbildern geschaffen und der Künstler, der den Schöpfer darstellen soll, hat das Recht, sich an diejenigen zu halten, von denen er denkt, daß sie ihm am ähnlichsten sind.“

„Gut gesagt!“ hieß es von allen Seiten.  
„Meister Liefriek, Ihr kommt noch in den Gemeinderath, das prophezeie ich Euch!“ sagte der Bürgermeister.

Jetzt näherte sich Hans kühnen Schrittes der Bank, wo Ruppacher sich vergeblich bemühte, seine Tochter mit sich fortzuführen. „Halt, Meister Ruppacher!“ rief er mit fester Stimme, „ich habe noch mit Euch zu reden und Ihr müßt mich hören! Ihr stelltet mir vor zwei Jahren eine seltsame Bedingung, unter der allein Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben wolltet. Wißt Ihr's noch?“

Ruppacher schwieg verächtlich.  
Hans fuhr fort: „Ihr verlangtet, was nicht möglich schien, ich solle einen Altar schnitzen, der höher ist als die Kirche, in der er steht — und Ihr thätet einen heiligen Eid, daß ich dann Eure Tochter haben sollte! Nun, Meister Ruppacher, blickt über Euch, der Altar hier ist genau einen Schuh höher als die Kirche und doch steht er darinnen — ich habe nur die Spitze umgebogen.“

Ruppacher schaute hinauf und erblickte — daran hatte er nicht gedacht! Eine Bewegung des Befalls ging durch die Kirche.  
„Also, Herr Rath,“ sprach Hans ruhig weiter: „Ich habe meine Bedingung erfüllt, nun erfüllt Ihr Euern Eid und gebt mir Eure Tochter zur Frau!“

Ruppacher war wie vom Schlag gerührt, ihm wurde unwohl, die Leute mußten ihn stützen, aber er war eine starke Natur und erholte sich schnell. Er war nicht der Mann, um mit Eiden zu spielen, Hans Liefriek hatte ihn beim Wort genommen, in einer Weise, die kein Mensch voraussetzen konnte, das Wort mußte gehalten werden und zwar mit Anstand und Würde. Ein Rathsherr durfte nicht vor allem Volke Aergerniß geben.

Eine lange Pause entstand, Hans wartete geduldig — endlich brach sich Ruppacher durch die Menge Bahn und führte stolz dem jungen Manne seine Tochter zu. „Ein Ruppacher hat noch nie seinen Eid gebrochen. Da habt Ihr mein Kind, wie ich's gelobt,“ sagte er trocken.

„Maria, mein Weib,“ jubelte Hans, der Zitternden die Arme entgegenbreitend.

Wer beschreibt den Blick, mit dem Maili nach siebenjahrelangem Hoffen und Harren in die Arme des Bräutigams sank; er mußte sie halten, sonst wäre sie vor ihm auf die Knie gefallen. Lautlos hielten sie sich umschlungen. Erfüllung, die schöne Himmelskinder stieg zu ihnen nieder und droben lächelte die holzgeschnitzte Maria und der zum Gott erhobene Kaiser Max freundlich auf sie herab, und alle Anwesenden freuten sich mit.

Einige junge Burche liefen hinaus, brachen in aller Eile Zweige vom Rosenbäumchen und flochten zwei Kränze für das Brautpaar. Unter lautem Beifall krönten sie den Meister und seine Braut. Aber demüthig nahm Hans seinen Kranz ab und legte ihn auf den Altar nieder: „Gottes seien diese Rosen — er hat mich gerettet durch sie! Siehst Du Marie,“ flüsterte er und deutete empor nach der umgebogenen Spitze des Altars, „daß hat mich das Kaiserbäumchen gelehrt! Euch aber, Herr Rath, mag es erkennen lehren, daß Einer sich beugen kann und doch größer sein als die, so ihn gebeugt!“

Drei Wochen später wurden Hans und Maili vor demselben Altar getraut.

Es war eine Hochzeit wie Breisach keine prächtigere gesehen, die dankbare Stadt hatte Hans eine Summe für sein Werk ausbezahlt, die für die damalige Zeit ein kleines Vermögen war, und der Gemeinderath ließ es sich nicht nehmen, dem Künstler noch obenein die Hochzeit auszurichten.

Vater Ruppacher aber war gar nicht mehr so verdrießlich, wie man es hätte denken sollen, denn er hatte nun doch Respect vor den „brodlosen Künsten“ seines Schwiegersohnes bekommen.

Dies die Geschichte des Meßmers in Breisach, die mir mit ihrem Rosenbust und ihrer frommen Einfalt durch die Seele zog, als ich in finsterner Sturmnacht dem wilden Kampfe um unsere Grenzen lauschte. Noch in derselben Nacht verstummt die Geschichte. Als ich durch Ginsten und Gestrüpp in der Dunkelheit den Schloßberg hinabkletterte, hörte ich sie schon nicht mehr. Am andern Morgen kam die Nachricht von Neubreischs Uebergabe. Das liebliche Altbreisach mit seinen historischen Erinnerungen und dem ehrwürdigen Münster war gerettet. Jetzt ist er beendet der

heiligste Krieg, der je gekämpft. Es sind wieder deutsche Kinder die drüben vom Elsaß über den Rhein über den Rhein weichen wenn sie es auch selbst noch nicht wissen und fühlen, sie sind es doch! Und wir hier im Breisgau, die wir noch immer an der alten Kaisertradition gehalten, und gleich den kleinen Helden dieser Erzählung so lange mit Sehnsucht auf einen Kaiser gewartet, wir brauchen nicht mehr wie jene zu klagen: „Der Kaiser kommt nicht wieder,“ — wir jubeln heute aus vollem Herzen: „Der Kaiser ist wieder da!“

Eger im Böhmerland.

Ich weiß nicht, woher es kommt; aber schon von meiner frühesten Jugend auf hat das Wort „Böhmen“ einen eigenartigen Zauber auf meine Einbildungskraft ausgeübt. Möglich, daß die böhmischen Wälder das Ihre dazu beigetragen; jener hochberühmte „Böhmerwald“, der in den Ritter- und Räuberromanen eine so verhängnißvolle Rolle spielt. Ja, Schiller's Muse, bevor sie streun im akademischen Stile diesen Boden betrat, stürmte schon einmal hinein ins Tannenbühl seiner Wälder, uns Alle mit fortreisend zu jenem Chorus, den wir oft zum Entsetzen unserer guten Lehrer angestimmt haben:

Ein freies Leben führen wir,  
Ein Leben voller Wonne!

In einem etwas vorgereiften Stadium unserer Laufbahn lernten wir in Böhmen den Schauplatz der Hussiten und Zisterzienser, die Sagenwelt der Vergangenheit mit dem dunklen und elegischen Mythus alterthümlicher, kirchenartiger Gefänge mischten sich, für uns noch erkennbar, die Marschritte fanatisirter Regimenter — die Moldau rauschte noch immer wie an jenem Tage, wo sie der heiligen Nepomuk in ihren Fluthen aufgenommen — in Böhmen's Capitol, dem Gradschin zu Prag, ward die Krone des heiligen Wenzel auf ein Königshaupt gesetzt, das sie bald genug wieder verlieren sollte, denn auch hier, wie in Rom, war der tarpejische Fels nicht weit entfernt — die Schlacht am weißen Berge tobte, die kaiserlichen Fahnen flogen... Unter diesem Bilde stellte die Jünglingsphantasie sich Böhmen vor und verlockend genug klangen die Fiedeln und die Hörner der böhmischen Musikanten hinein, die mit ihren nationalen Weisen „draußen im Reich“ so manche schönen Sommertag und so manche holde Sommernacht melodischer stimmten. Und damit der märchenhafte Reiz niemals ganz aufhöre, mußte ein geographischer Schnitzer Shakespears — von allen seinen Schnitzern der wunderbarste — zu Schiff uns von Siciliens Küsten nach Böhmen entführen, um dort in blumiger Einsamkeit den lieblichen Liebesroman von Florizel und Perdita spielen zu sehen. Was Wunder also, wenn bei dem Gedanken an Böhmen alle romantischen Saiten meines Inneren klangen, als ob ich seine Wälder und seine Musik klingen hörte, seine Schlachten und seine Liebesgefänge vernähme, seine Heiligen und seine Krieger aus Wasser und Feuer austauschen sähe, den Duft jener süßen Waldrosen atmete, welche wild und üppig um die alten Sagenstätten blühen!

Ich kann nicht sagen, daß diese freilich sehr optimistische Vorstellung von Böhmen sich durchaus bestätigt hätte, als ich in späteren Jahren das Land besuchte; doch noch heute kann ich mich den Grenzen desselben nicht nähern, ohne daß etwas von jener alten schwärmerischen Ideenverbindung in mir sich regte. Deshalb ist es ein wahres Glück, daß man an der Grenze, wenn man nämlich von Sachsen kommt, wie weiland Carl Moor, oder von Bayern, wie der Winterkönig, oder von Schlesien, wie Friedrich der Große, seine Cigarren und seinen Tabak versteuern muß. Das bringt den Reisenden mit der Gegenwart und Wirklichkeit wieder in den allerwünschenswerthesten Zusammenhang.

Wir machten diesmal, auf der Reise nach Karlsbad, in Eger Halt. Es war am 3. Mai, Nachmittags gegen 4 Uhr. Es würde sehr wohlfeil sein, zu bemerken, daß wir der Strecke von Eger bis Karlsbad nicht recht trauten, wie sie denn in der That von der allergebrechlichsten Beschaffenheit ist und den Wirth der Baderreisenden, im steigenden Verhältniß zu ihrer Körpergröße, auf eine harte Probe stellt. Erdbebenstöße hatten zu jener Zeit, im wunderschönen Monat Mai, stattgefunden, welche die Sicherheit der Bahn nicht erhöhten und die Reisenden nöthigten, von einer bestimmten Station zur andern zu Fuß und im Gämlemarsch hinter dem Zuge drein zu gehen. Es ist eine wunderliche Manier der Beförderung und auch ein Stück böhmischer Romantik. Indessen, wie schon gesagt, nicht Furcht hielt uns in Eger gebannt, auch nicht Wissensdrang — denn ohne, daß ichs dem Leser verrathen, wird er darauf gekommen sein, daß man in Eger, wenn man einmal dort übernachten muß, nicht wohl unthin kann, das Gespräch auf Wallenstein und auf Schiller zu bringen. Nein, es war vielmehr ein feiner, man könnte fast sagen, boshafter Fahrplan der betreffenden Eisenbahn-Gesellschaft, welche den Zug nach Karlsbad abgehen ließ zu einer Stunde, wo diejenigen, welche fürs Leben gern dorthin wollten, unmöglich schon in Eger sein konnten. Diesem Umstand verdankten wir die Bekanntschaft Egers für welches uns ein Nachmittags, ein Abend, eine Nacht, und noch ein höchst anständiges Stück des andern Morgens zur vollen Verfügung blieb.

So gewährt uns das Schicksal unsere Wünsche, aber auf seine Weise, wie Goethe sagt, um uns Etwas über unsere Wünsche gewähren zu können. Die kleine Vorstadt versprach nicht viel Besonderes, unansehnliche Häuser, Gärten, ungefähr wie der gleichen überall ansieht. Aber kaum waren wir bei dem sogenannten „Ring“, dem großen Marktplatz in die eigentliche Stadt gekommen, in ihren alten und historischen Theil, so verändert sich die Ansicht und Stimmung sofort. Da gab es Siebelshäuser und Erker, einen wettergeprüften Thurm am Rathhaus und einen reichverzieren Brunnen auf dem Markte — da war ein weites Viereck alterthümlicher Gebäude, mit ihren malerischen Unregelmäßigkeiten und allen ehrwürdigen Kennzeichen der Jahrhunderte. Soldaten zogen über den Platz, österreichische Rekruten in ihren weißen knappen Röcken und Kappis, — die Hörner klangen und die Trommel ward geschlagen — und plötzlich kamen wir so mitten hinein in diese Soldatenpoesie von Wallenstein's Lager, zu welcher man keinen passenderen Hintergrund hätte finden können, als diese zeitgeschwärtzen steilen Dächer, diese vergitterten Fenster und diese weitgewölbten Einfahrten, die das Alles vielleicht noch lebhaftig mitangesehen. So wenig im Grunde bedarf es, um jene holde Täuschung der Dichter an sich selber zu erfahren. Wir sahen Eger nur noch in dem Lichte, unter welchem Schiller es uns gezeigt, als die Bühne für den Schlußact jener erschütternden Tragödie, die gleichsam erst menschliche Züge angenommen, seit

dem die Hand des Dichters sie berührt. Ein Gegenstand der ziemlich späten und lahmen Gerechtigkeit der Historiker hätte Wallenstein auch ohne Schiller werden können; allein den Augen und dem Herzen der Welt hat doch dieser allein ihn „menschlich näher“ gebracht. Sein Schicksal rührt und bewegt und ergreift uns erst, seitdem wir es aus dem Munde des Dichters erfahren; wir fühlen uns gebannt von seinem Namen und magisch angezogen von den letzten Spuren seines Daseins — wir können nicht theilnahmlos bleiben an einem Plaz, der verhängnißvoll für ihn geworden, und finden sogar den unfreiwilligen Aufenthalt in Eger weniger lang, weil wir die zögernden Stunden desselben mit Friedland's Schatten zu theilen vermögen.

In dem guten und bürgerlichen Hause zu „zwei Prinzen“ am Markte fanden wir ein bequemes Unterkommen. Welche zwei von allen Prinzen der Christenheit gemeint sein mögen, ist mir unerfindlich geblieben; denn auch der Wirth wußte über seine unbedeutenden durchlauchtigen Patrone keinerlei Auskunft zu geben. Das Haus indessen war eins von der alten Art, wie sie leider immer seltener werden in unseren Tagen, — Gott weiß, welche Gäste es alle beherbergt haben mag in seinen gewölbten Kammern mit den steinernen Mauern, den gothischen Fenstern und weitvorgebauten Nischen. Das sind Zimmer wie Casematten, ich glaube, daß keine Bombe im Stande wäre, diese Deckpfeiler zu erschüttern, oder die Nachtruhe des Fremden zu stören, der unter denselben schläft. Es ist ein wahrer Jammer, daß die Menschheit ihren Kopf nun einmal darauf gesetzt hat, nach Orten zu reisen, wo schon ohnehin genug Menschen sind, wo Einer dem Andern im Wege steht, geht, sitzt und liegt, während hier z. B. in Eger so viel Raum für Alle wäre! Doch so ist der Lauf der Welt; wer hat, dem wird gegeben. Wie schon Jener schlaun bemerkte, daß die großen Flüsse mit Vorliebe in der Nähe der großen Handelsplätze sich ins Meer zu ergießen pflegten. Der düstere, mittelalterlich-festungsartige Charakter unserer „zwei Prinzen“, die langen und hallenden Corridore, die mannichfachen unerklärlichen Winkel und Ecken, die sich in solch alten Gebäuden finden, verstärken den historischen Schauer, der uns hier überall anweht; draußen auf dem Plaz marschirten die Weißröcke noch immer vorüber. Die Signale klangen von den Höhen. Die Obristen in ihren langen Mänteln (denn die Luft war für den dritten Mai bemerkenswerth warm) versammelten sich unten vor dem Thorbogen des Wirthshauses und die Wände selbst zulezt schienen in Schiller'schen Versen zu uns zu reden:

„Er ist herein; ihn führte sein Verhängniß,  
Der Rechen ist gefallen hinter ihm.“

Schiller, als er im Jahre 1791 auf der Reise nach Carlsbad hier verweilte, wohnte den „zwei Prinzen“ gegenüber, neben dem Rathhaus. Eine Tafel mit einer darauf bezüglichen Inschrift ist über der Thür dieses Hauses eingemauert, welches mit seinem spitzen Dach und seinen schmalen Fenstern mindestens ebenso alt sein mag, als alle seine Nachbarn zur Linken und zur Rechten. Der Marktplaz wird zu jener Zeit nicht viel anders ausgesehen haben, als er heut aussieht; und er wird noch heute ziemlich derselbe sein, der er war, als Wallenstein's „bewundertes Meteor“ an Böhmens Grenze hier versank. Schiller war nicht gewohnt, die Schaupläze seiner Dichtungen vorher zu besuchen und zu studiren; er hat die

Schweizer Alpen nie gegrüßt und einem seiner späteren Bewunderer es überlassen, unter der heiligen Eiche der Jungfrau von Orleans von französischen Francitireurs zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Einen starken Eindruck daher muß dieser Anblick des Marktplazes von Eger auf die Phantasie des Dichters gemacht haben, welcher damals im ersten Jahr seiner jungen Ehe hierherkam, den Plaz des Wallenstein schon im Herzen tragend. „Lange hab' ich,“ schreibt er am 11. Januar 1791, „nach einem Sujet gesucht, das begeistern für mich wäre. Endlich habe ich eines gefunden und zwar ein historisches.“ Sechs Monate darauf, im Juli, sehen wir ihn mit Frau und Schwägerin in Eger. Ach, es war kein erfreuliches Ereigniß, welches ihn hierher führte: die Krankheit, welche sein Leben untergraben und so früh zerstören sollte, hatte eine Cur in Carlsbad nothwendig gemacht. Allein der Zufall, wenn es ein solcher war, hat den Gedanken an eine dramatische Behandlung von Friedland's Untergang, der sich ihm aus der kurz zuvor abgeschlossenen „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ ergeben, in ihm zur Reife gebracht. Er besuchte das Rathhaus, er sah ein Bild Wallenstein's und das Haus, wo dieser seinen Tod fand. Die bunte, militairische Staffage, die damals noch mehr als heute Eger belebt haben muß — denn damals war Eger noch Festung — sowie die Bekanntschaft mit einigen höheren österrischen Officieren in Carlsbad haben ihm ohne Zweifel manch' einen Farbenton zu dem wunderbaren kriegerischen Gemälde geliefert, das wir in dem ganzen Drama des gewaltigen Herzogs und besonders in „Wallenstein's Lager“ bewundern.

Wenn man aber über den Marktplaz schreitet, so erblickt man am unteren Ende desselben das heut noch sogenannte Bachhäbelsche Haus, welches vom Mord gekennzeichnet, für immer zu den denkwürdigsten Stätten der Weltgeschichte gehören wird. Es steht heute noch fast unverändert so, wie es vor mehr als zwei Jahrhunderten gestanden hat. Es hat einige Mal den Herrn und vielfach die Bewohner gewechselt; aber die Mauern, die Thorbögen, die Fenster, die Treppe und die Gemächer sind dieselben geblieben. Im Stil eines Patricierhauses vom Anfang des 17. Jahrhunderts, macht es noch heute einen ersten, wenn nicht einen vornehmen Eindruck. Es war 84 Jahre alt, als Wallenstein zu seiner letzten Nacht in ihm einging, und um 237 Jahre hat es nun bereits jene Nacht überdauert. Zuerst Haus des Bürgermeisters, dann nach der blutigen That lange von den Jesuiten bewohnt und hierauf Stadtcommandantur, ist es heute als „Polizei- und Quartieramt“ der Sitz friedlicher Schreiber und Registratoren, die mit dem Geist des großen Gemordeten auf dem allertrauesten Fuße zu stehen scheinen. In dem Zimmer, wo sein Blut vergossen worden, da versprizen sie nun in aller Gemüthlichkeit ihre Tinte, und der Schreibtisch von einem dieser braven Collegen steht auf dem identischen Plaz am Fenster, auf welchem Wallenstein in der Februarnacht des Jahres 1634 von Deveroux' Partisane durchbohrt, lautlos zu Boden sank. Diese Partisane, deren Spitze noch den braunen Rostfleck des Blutes zeigt, Wallenstein's Schwert und einige spinnwebenartig abgeplafte schwedische Fahnen stehen in der Ecke des nicht hohen, aber sehr geräumigen Gemachs, dessen Fenster auf den Hof hinabgehen. Mehrere Gemälde von zweifelhaftem Kunstwerth aber unzweifelhaftem Alter stellen die blutige Begebenheit dar, die sich in diesem Zim-

mer zugetragen, und ein Portrait Wallenstein's in erzener Rüstung schaut düster auf dasselbe herunter. Man zeigt noch die Stelle, wo sein Bett gestanden. In dem anstoßenden Hintergebäude wohnten seine Schwägerinnen, die Gräfinnen Terzka und Kinsky, während die beiden Grafen sich zu dem Bankett begeben hatten, welches Gordon, der Commandant von Eger, ihnen in der Burg veranstaltete.

Wer erinnert sich nicht jenes erschütternden Auftrittes aus Schiller's unsterblichem Gedicht, wo Wallenstein in diesen Saal tritt — denselben, in welchem gegenwärtig die Stadtschreiber von Eger ihr nützlichcs Tagewerk vollbringen — er ist müde, „denn dieser letzten Tage Dual war groß,“ sein Kammerdiener kommt, um ihn zu entkleiden. Die Stadt ist schon still, aber da tritt er noch einmal an's Fenster:

Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist  
Von Lichtern hell.

Das Schloß ist jetzt eine Ruine, zu welcher man von dem Bachhäbelschen Hause durch einige ziemlich armfelige Straßen gelangt. Von dem Bankettsaal, in welchem das schauerliche Vorspiel zu Wallenstein's Ermordung begann, stehen nur noch einzelne Mauerreste und ausgebrochene Fensterröden, durch welche man einen lieblichen Fernblick gegen das Gebirge hat. Wo Terzka, Kinsky, Neumann und Illo, sechtend um ihr Leben, zwischen umgestürzten Festtafeln fielen, da wächst jetzt Gras. Freundschaftliche Gartenanlagen ziehen sich weiter hinab nach dem Schloßhof zu, und unten rauscht die Eger das alte Lied, das sie schon in jener Februarnacht vor mehr denn zweihundert Jahren rauschte. Die Wolken ziehen hoch darüber hin und in jedem Frühling schmücken diese Trümmer, die das Furchtbare mit angeschaut, sich mit neuem Grün und neuen Blumen. Mit jeder Art von Verbrechen kennzeichnen die Menschen ihren verhängnißvollen Pfad; aber sich da! die Lenzluft weht, und die Kastanien fangen an zu knospen, und die Obstbäume schimmern in ihrem leuchtenden Roth und Silber. Wer doch die unerforschten Wege der Natur ergründen könnte!

Wenn man Wallenstein's Ende an Ort und Stelle, gleichsam an der Quelle studirt, so verliert es Etwas von dem poetischen Lichte, mit welchem Schiller es so schwermüthig umwoben. Derjenige, welcher vor seiner Nechtung „Kaiserlicher Generalissimus, Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg, General des baltischen und oceanischen Meeres“ gewesen, hinterließ wohl eine Tochter, Maria Elisabeth; aber von einer Thessa weiß die Geschichte Nichts, und noch weniger von jener romantischen Liebe des jungen Piccolomini zu dieser. Arm und hilflos aus dem Palsste ihres Vaters verdrängt, ward sie später die Gemahlin eines Grafen Kannig; aber auch dem Andenken des großen Gemordeten sollte eine erleuchtete Zeit volle Gerechtigkeit angebeihen lassen. Die neuere Forschung hat unwiderleglich dargethan, daß das Verbrechen, wegen dessen man den Herzog von Friedland zu der geflohen „Execution“ durch gedungene Mörder verurtheilte — nämlich Verrath an Kaiser und Reich durch einen Pact mit den Schweden — genau das Verbrechen war, zu welchem man ihn durch jenes ganz unerhörte Verfahren zwang; und seine jetzt noch in Oesterreich in hohen Ehren lebenden Nachkommen haben ganz kürzlich erst die Genugthuung gehabt, daß „sich in Wien im vor-

### Walzer.

H. Schumader.

Tempo giusto. sempre legato

poco ritard. a tempo

poco rit.

p a tempo

Ped. \* Ped. \* Ped. \*

et was zu rüd hal ten

a tempo

jährigen Frühjahrs die Pforten der Walthalla deutsch-österreichischer Feldherren dem Standbilde desjenigen öffneten, dessen Leichnam lange keine befriedete Stätte finden konnte, „des Heerführers und militairischen Organisations, des Herzogs von Friedland, nachdem ein kaiserlicher Befehl alle dagegen erhobenen, jedenfalls auf ein anderes Feld gehörigen historischen Bedenklichkeiten zu beiseitigen großmüthig geboten hatte.“

Diese Worte sind der Vorrede eines unter den Auspicien Sr. Excellenz des Herrn Johann Grafen von Waldstein herausgegebenen Werkes entnommen, welches ich nach meiner Rückkehr von Karlsbad und Eger daheim auf meinem Arbeitstische vorzufinden die große Freude hatte. So knüpfen sich, durch die Jahrhunderte selbst hin, die Fäden und so scheint eine unsichtbare Macht auch die Feder in der Hand des Schriftstellers zu lenken!

Julius Rodenberg.

[2861]

### Räthsel.

W — wird dem lang, den viele M — zu mancher Eile treibt,  
Und dem, der einen Brief sich wünscht und ohne B — doch bleibt.

[2862]

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VII, Seite 234.

Weiß.	Schwarz.
1) Se 7 — c 8 †	K d 6 — e 5:
2) T f 7 — f 5 †	K e 5 — e 4:
3) S c 8 — d 6 †	

### Auflösung des Räthfels Seite 234.

Strecke — Rede — Ede.

### Correspondenz.

**Herrn G. I. Mannheim.** Nennen Sie die Arbeit „Oocy“, wenn Ihnen der fast überall dafür gebrauchliche Namen „Frisivolitäten“ nicht gefällt. Alle im Bazar reichenden Abbildungen von Toilettengegenständen können durch Weglassung der Garnitur leicht vereinfacht werden, auch die Kindergarderobe. Ihr Vorwurf scheint uns daher nicht gerechtfertigt. Langjährige Abonnentin in Königsberg. Mehrere für Ihren Zweck geeignete Dessins in Application und Plakstickerie werden in kurzer Zeit erscheinen.

**Herrn W. A. N.** Das italienische Wort für Mull ist mussola. In der italienischen Ausgabe des Bazar: La Novità (erscheint bei Edoardo Sanozogna in Mailand) finden Sie das Wort stets so überetzt.

**H. C. Hannover.** Eine gebähtete Spitze finden Sie auf Seite 272, Abb. Nr. 38 des Bazar 1870. Neues in dieser Art erscheint jedenfalls im Laufe des Sommers.

**F. J. S.** Die Mode oder vielmehr die Manie des Briefmarken-Sammlens ist eigentlich vorüber. Da Sie die Ihrigen außerhalb des Albums verwenden wollen, so raten wir Ihnen eine Velings- oder Briefmappe, Wandtafel, Holztafel oder dergl. damit zu besitzen. Gebrauchte Briefmarken sind jedoch keineswegs ein Verworfenes, und können Sie dieselben nur zum Ausfüllen des Fonds verwenden. Eine Bordüre in Applicationsarbeit, Malerei, Lederblumen zc. wird unumgänglich notwendig sein, um das Arrangement gefällig zu machen. Handarbeiten, die wirklich neu, hübsch und geübt sind, werden von uns angekauft oder im nicht convenienten Falle zurückgeschickt.

**E. v. O. in M.** Das Wort Lingerie bezieht sich längst nicht mehr auf das Leinwand allein, sondern man bezieht damit alle waschbaren Toilettegegenstände, selbst wenn sie aus Mull, Viqué, Spitzen, Tüll und dergl. gefertigt sind. Leinwand-Kragen und Manschetten sind und bleiben trotz der vielen reisenden Phantasiechemikalien stets modern und für den einfacheren Haus- und Morgenanzug die passendste Lingerie. Die Form der Kragen ist verschieden. Der einfache Streifen mit vorn umgelegten Enden, die größer oder kleiner, einfach, doppelt, dreifach, edig oder abgerundet sein können, ist die beliebteste Form. Kragen mit angehängten farbigen Peraltstreifen in Schwarz, Roth, Blau, Rosa, Ebor, vor vielen Jahren schon einmal modern, werden jetzt wieder passend zur Mode getragen. Die Manschetten sind abgerundet, mit einem großen oder drei kleineren Knöpfen geschlossen und zum Umbrechen eingerichtet (reversible).

**Eine Freundin des Bazar's in Fr. Nega.** Um Abaster zu schleifen und zu reinigen, wird er behütham mit Schachtelhalim abgerieben und dann mit venetianischer Seife und feingepulverten Kreide, mit Wasser angemacht, abgeschliffen. Man klettert Abaster mit einem Brei aus gepulvertem Abaster und Wasser.

**L. M. in M.** Der ausgeschnittene Schuh bedingt einen feinen gewählten Strumpf. Die Industrie der Strumpfwirker hat reichlich gezeigt, durch die verschiedensten Qualitäten und Preise ihrer Erzeugnisse den mannigfachen Bedürfnissen des Publicums Rechnung zu tragen. Unter den baumwollenen gewebten Strümpfen sind die, deren Form geschmitten ist, die billigsten, allein die Nacht des Strumpfes ist hart und daher unbequem, die Strümpfe mit gewebter Tacau sind bedeutend weicher, da sie später angewendet werden können. Noch feiner und theurer sind die Wollstrümpfe (à la Basso), besonders schön in spitzenartigen a Jour-Dessins, zu eleganter Abendtoilette ganz unentbehrlich. Alle diese Sorten sind in Weiß wie bunt, einfarbig wie gestreift, in deutscher wie englischer Länge zu haben. Seidene Strümpfe in Weiß und Schwarz, glatt und a jour, in prachtvollen bunten Farben und allen Nuancen (der Robe entsprechend) sind ein großer Luxusartikel geworden, der die Ausgaben für die Toilette bedeutend erhöht, indem das Paar 3 — 5 Thaler kostet. Zu einer weißen Atlasrobe jedoch, besonders aber zur Brauttoilette, sind seidene Strümpfe den baumwollenen vorzuziehen.

**v. d. M.** Lederne Handschuhe müssen in Seidenpapier eingeschlagen an einem ganz trockenen Orte aufbewahrt werden, die geringste Feuchtigkeit macht sie fleckig. Die Garnitur des Paletots betreffend verweisen wir Sie auf die Seite 94 und 95 dieses Jahrgangs gebrachten Abbildungen. Ihre Frage bezüglich der Holzmalerei ist uns nicht recht klar.

**Doris in L.** Abbildung, Schnitt und Beschreibung eines Paletots für Knaben erschien im Bazar 1870, Seite 137 finden Sie unter der Bezeichnung: „Einfache Frühjahrs- und Sommermäntel für Kinder von 4 — 14 Jahren“, eine Sammlung hübscher Kinderanzüge nebst den näheren Angaben über

Auffindung der Schritte auf dem dazu gehörigen Supplement. Für den Herbst können wir Ihnen Neues in Kindertoiletten versprechen.

**B. v. P. W.** Wir verweisen Sie auf die seither erschienenen Modeberichte. **Sphinx.** Dessins für Schlummerrollen sowohl wie für Nüctenissen sind im vergangenen Jahre wiederholt erschienen und müssen wir uns wundern, daß dieselben Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sind. Seite 300, Abbildung Nr. 8 des Bazar 1870, sowie Seite 2, Abbildung Nr. 7, 1871, finden Sie Abbildungen und Details von Schlummerrollen, auf derselben Seite unter Nr. 11 und auf der folgenden, unter Nr. 23 — 25, Abbildung und Dessins zu einem Nüctenissen in Plakstickerie. Vier Tapissierdessins zu Nüctenissen brachte die Extrabeilage zum Bazar 1870, Seite 363. Ein „Schwungvolles“ Dessin mit großem Vogel, wie Sie es wünschen, wird in der Kürze erscheinen.

**A. R. in G.** Es ist nicht rathsam, Roben aus waschbaren Stoffen mit schmalen schrägen Volants zu garniren. Was das Arrangement der Garnitur betrifft, so verweisen wir Sie auf die im Bazar in reicher Auswahl erscheinenden Modebilder.

**Fraulein S. F. Prag.** Sie können die Dede in Tapissierstreifen abwechselnd mit Stoffstreifen arbeiten oder ein Tierfell, Blüchdecke zc. mit einer gestickten Bordüre umgeben. Für den ersteren Fall empfehlen wir Ihnen die auf dem zu Bazar 1870 gehörenden Extrablatt (Seite 335) enthaltenen Bordürestreifen, Abbildung Nr. 10 und 11, desgleichen auf der Vorderseite des Extrablattes (Seite 363) desselben Jahrgangs die Abbildungen Nr. 8, 9 und 28. Eine hübsche Eckbordüre finden Sie gleichfalls unter Nr. 18 auf der ersten genannten Beilage, sowie Kleins zu Teppichen unter Nr. 26, 29, 30 und 31, die Sie in jedem beliebigen Stich arbeiten können.

**Herrn C. W.** Im Bazar von 1866, Seite 317, ist die Anfertigung der Frivolitäten genau und leicht fasslich beschrieben und durch mehrere Abbildungen erläutert.

**Johanna in M.** Seite 145 des Bazar von 1871 hat Ihnen inzwischen unter Nr. 47 und 48 zwei Dessins zu Wiegenden gebracht, desgleichen Seite 226, Traakleiden und Steffissen.

**S. D. und A. R. in L.** Bei warmem Wetter ist der Fächer ein unentbehrliches Zubehör der Toilette, er kann zum einfachen Morgen- und Promenadenkleide, wie des Abends zur kostbaren Atlas- und Spitzenrobe getragen werden, nur muß er in der Farbe sowohl wie in dem Material dem Ganzen angepaßt sein. Der Geschmack in den Fächern ist ein sehr einfacher, gebiegener geworden, der Fächer- und Schwanngarnitur, die bunte Blumenmalerei, womit man sie sonst ausstattete, gehören der Vergangenheit an. Die modernen Fächer sind klein, von halbrunder, in der Mitte etwas erhöhter, oft zugespitzter Form, nur Papierfächer, wie sie auf Reisen und im Freien von Damen und Herren gebraucht werden, sind größer. Die Schirmfächer, die umgebogen und auch gerade stehend vorzügliche Dienste als Fächer und Schirmden zugleich leisten, sind meist aus Seide, oder Holz und Seide, in Braun, Grün, Rensée, Schwarz. Einfarbig ist vorzuziehen. Eleganterer Fächer sind aus Schildpatt, Perlmutt, Eisenblech, Holz, besonders Weichenholz, entweder ganz aus demselben Material oder mit Seide gemischt; 3. B. Schildpatt mit braunem Moiré, schwarzes Holz mit schwarzem oder weissem Atlas, immer ein Blatt aus festem Material abwechselnd mit einem Seideblatt, den Rand garnirt eine kleine krause Spitze oder Franze. Perlmutter und Eisenblech werden oft nur zum Stiel und äußeren Deckblatt verwendet und dann inkrustirt mit Perlen, Gold und Steinen. Namenszüge, Wappen und Krone können darauf angebracht werden. Der obere Theil des Fächers besteht dann aus Spitzen in Schwarz und Weiß oder aus Seide, auf welche ein zartes Bildchen à la Watteau gemalt ist. Einfache Holzfächer, deren oberer Theil aus eoru Leinwand und weißen Guldreispitzen besteht, sind recht sonnerlich und bequem, indem sie zu verschiedenen einfachen Toiletten genommen werden können. Zur ersten Morgentoilette sogar gibt es besondere Fächer aus weißem Linon mit Valenciennespitzen und Medaillons. Auf Reisen sind die Fächer aus Zucht und grauer englischer Leberleinwand allen andern vorzuziehen. Leicht, bieglam, unerschütterlich, wohlriechend, gewiß vortheilhafte Eigenschaften für einen Reisefächer. Sie sind meistens rothbraun, schwarz mit Gold oder rothbraun mit grauer Leinwand. Fächer mit verschiedenen Monogramms, Köpfen von Photographien zc. nach allen Richtungen hin beliebt, sind Vizarerrien der Mode, die wir jedoch nicht unerwähnt lassen wollen, um Unzieren Bericht möglichst vollständig zu geben. Palmenfächer sind nur im Zimmer, auf Verandas, Balcons zc. zu gebrauchen, weil man sie nicht zusammenzudecken kann, sind überhaupt mehr sereens wie Fächer.

**Neils, Edinburgh.** Wir haben Ihre Zeilen erhalten, gleichzeitig mit dem „Report of the Edinburgh ladies educational association“, den wir mit großem Interesse gelesen haben. Wir werden Ihnen in der Kürze das gewünschte Exemplar zusenden, sowie eine Nummer des „Frauen-Anwaltes“ Nr. 11, 1871, wo Sie auf Seite 422 unter den Correspondenzen eine geistreiche Besprechung und theilweise Erledigung der in Ihrem Briefe enthaltenen Fragen finden werden.

**Marie v. O. in Ch.** Ihrer Beschreibung nach dürfte dies einer jener Nizahüte gewesen sein, die, aus glänzendem Hanf geflochten, schon seit einigen Jahren besonders an eleganten Vadeorten oder bei Gebirgstouren von jungen Damen getragen werden. Sie sind jedoch nicht überall zu beschaffen, und würden wir Ihnen raten, einen Hut von weißem Bast oder ganz weißem brüßler Strohhalm zu wählen, die leichter, dauerhafter und bedeutend billiger sind. Der Schirm derselben ist herabgebeugt, beschattet die Stirne und ist hinten etwas aufwärts gebogen, ohne umgeschlagen zu sein. Der Kopf ist klein, nach oben schmaler werdend, kaum 6 Centimeter hoch. Neu ist die Garnitur von fortlaufenden weißen Nücten aus Seidentüll, Gaze, Tarlatan, die den ganzen Hut bedecken und oben in der Mitte als Abschluss eine Bandchleife erhalten. Garnirt man den Hut mit weißen Geperüchten und schwarzer Sammet- oder Grosgrainchleife, so eignet er sich für Trauer. Der Schirm des Hutes wird der Farbe der Schleife entsprechend mit Taffet gefüttert. Ganz weiß ist für Damen mit dunklem Haar am liebsten.

**W. v. L. in G.** Wir hoffen mit den letzten Nummern unseres Blattes Ihre Wünsche befriedigt zu haben.

**Abonntin in Stettin.** Zum Schwarzfärben einer selbstbereiteten Pomade nehmen Sie den besten Lampenruß, den Sie u. A. in Deyl's Kunstgeschick (das Loth zu 15 Sgr.), Berlin, Leipziger Straße erhalten. Dieser Lampenruß ist äußerst ergiebig, färbt Fett intensiv schwarz und selbstverständlich ganz unschädlich.

**W. W. und A. M. in W.** Wir werden die von Ihnen ausgesprochenen Wünsche berücksichtigen.

**Auguste.** Es kann unmöglich Ihr Ernst sein, von uns so zu sagen einen „Erlaubnißschein“ zu verlangen, Arsent innerlich als Schönheitsmittel zu gebrauchen zu dürfen! Was man von dieser Eigenschaft des Arsenits in im gewöhnlichen Leben erzählt, beruht größtentheils auf halberwahrheiten und gefälschten Thatfachen. — Goldpulver für rothes Haar erhalten Sie in jedem größeren Parfümerie oder Friseurgeschäft.

**A. F. S. in G.** 1) Ein Katarakt-Waschkopf von 3/4 Eimer Inhalt wird für die Wäsche von vier Personen genügen; derselbe kostet in verzinntem Eisenblech 6 Thlr., in Kupfer 14 Thlr. 2) Alle kleineren Strickmaschinen für den Hausbedarf haben sich leider nicht bewährt; die besten Strickmaschinen, allerdings erst rentabel für eine größere Familie, resp. für den erwerbsmäßigen Betrieb, ist die seit ca. 1 1/2 Jahren bedeutend verbesserte Lamb'ische Strickmaschine, Importeur derselben ist Wien nach in Hamburg. — 3) Eier färbt man roth in einer Abkochung von Fernambukholz, der man ein wenig Alaun zusetzt. Die gefärbten Eier werden mit verdünnter Salzfäure mittelst eines Gänsefells beschrieben; die Schrift erscheint dann gelb.

**Langjährige Abonntin.** Zimmerdecorationen und Vorlagen für Fensterbehängen, Toiletten zc. finden Sie in dem von St. Reichenan herausgegebenen Atlas „Der Tapezierer als Zimmerdecorateur“ (Weimar bei F. Voigt erschienen) in reicher Auswahl abgebildet.

**Herrn R. F. in ...** Sie fragen nach einer populären Arologie. In Verhinderung für Fernerstehende können wir Ihnen das „Mitteltags-Wochenblatt“, herausgegeben von Pastor Weber in Barmen-Bupperfeld (früher in Stendal), Verf. mehrerer bekannter Proschriften über kirchliche und religiöse Fragen, empfehlen. Dasselbe erscheint in Commissionverlag von Hugo Klein in Barmen und kostet vierteljährlich nur 7 1/2 Sgr.

**Patricien.** — Frisch gepasteter Birkenast hat ungefähr dieselbe Wirkung auf das Wachsen der Haare wie Eau de Lob oder Macassar-Öl, d. h. gar keine. — Runns (Steppenmilch) muß als Heilmittel bei den Strickmaschinen genossen werden, bei uns ist dies Getränk eine trankelnde Treibhauspflanze, Keimend zum Weide, aber auch Keimend zum Nagen.

**J. S. in Wärrisch-Tribau.** Marie Harter ist Ende des vorigen Jahres gestorben.

**Herrn Arthur v. P. in M.** Wir empfehlen Ihnen das in Paris bei Diderot erschienene illustrierte Werk: Les pierres précieuses et les principaux ornemens, von Jules Rambosson. Es enthält die interessantesten Notizen über Entstehung, Formation, Fundart, Behandlung u. s. w. von Diamanten, Smaragden, Opale, Türkisen, Amethysten, Rubin, Granat, u. s. w., sowie der Schätze des Meeres: Perlen, Perlmutter, Corallen, Bernstein, Jet, die insgesammt zu Schmuckstücken und kostbaren Geräthen verwendet werden und in der heiligen Industrie einen hervorragenden Platz einnehmen. Wir glauben, daß das genannte Werk Ihnen als Forscher und Sammler von dergleichen, besonders Vergnügen bereiten wird.

**L. B. in M.** Seite 205 des Bazar 1871 unter Nr. 13 bis 16 finden Sie elegante Fächer und Fächertagen, die Ihren Wünschen entsprechen werden. Unter „ausgeschnittenen Schostalken“ verstehen Sie doch wohl nur Wulstalteln mit ausgeschnittenem Unterfutter? Sollten Sie jedoch ganz ausgeschnittene Fächer meinen, so müßten dieselben jedenfalls mit einem Fichu oder Mantelstück bedeckt werden, da es nicht Sitte ist, bei kirchlichen Ceremonien mit unbedeckten Schultern zu erscheinen.

**Gräfin M. S. in T.** Eau de fees, ein leider vielfach gebrauchtes Parfüm, ist bleichhaftig, daher sein Gebrauch unbedingt zu vermeiden. Ein unschädliches Mittel zum Blondfärben weißer Haare besteht in der Auflösung von 1 Theil Pyrogallussäure in 28 Theilen Wasser und 2 Theilen Eau de Cologne. Vor dem Gebrauch färgt man dem Wasser einige Tropfen Salmiakgeist zu; die Haare müssen vorher sorgfältig durch Waschen mit Potassseife gereinigt sein.

**W. B.** Die helle Haarfarbe der Kinder ändert sich später in den meisten Fällen, um so eher, wenn die Haarfarbe der Eltern verschieden von der des Kindes ist. Wie können Sie nur daran denken, dem Kinde die Haare färben zu wollen! Ein röhlich blondes Haar wächst zu den schönsten Haarfarben.

**Langjährige Wiener Abonntin.** Bei einem so reizbaren Teint, wie der der Jünger zu sein scheint, raten wir Ihnen, sich nur mit Kleienwasser dem Sie ein wenig Borax hinzusetzen, zu waschen.

**W. Sp. in M.** Milch enthält Fett, Zucker und Käsestoff, Milchseife sind daher sehr schwierig, namentlich aus violett gefärbter Seide, herzustellen; wir können Ihnen keinen Rath geben, als das Kleidungsstück den geübten Händen eines Fleckputzers, z. B. der chemischen Reinigungsanstalt von J. Lubin in Berlin anzuvertrauen.

**A. C. in G.** Zum Waschen des Gesichts bei vorhandenen Miteßern empfehlen wir Ihnen Kleienwasser mit etwas Borax verlegt. Ein Spezialarzt für Haarkrankheiten ist Dr. Binckes, Privatdocent der Berliner Universität. — Das Enthaarungsmittel Pflilthoren erhalten Sie bei E. Baum, Berlin, Friedrichstraße 56.

**B. M.** Kornbranntwein erhalten Sie in jeder Liqueurfabrik; Sie können sich denselben auch durch richtiges Verdünnen von reinem Spiritus mit Wasser auch in der Apotheke herstellen lassen; es kommt beim Gebrauch des Kornbranntweins weniger auf dessen Ursprung, als auf die Stärke desselben an. Zu starker Spiritus reizt die Haut übermäßig. Verträge Ihre Haut selbst den Kornbranntwein nicht, so verdünnen Sie denselben mit Wasser.

**Eine vielfährige Abonntin im Schwabenlande.** Eigentlich war von nicht als Einsetzungsmitel, sondern als Mittel zum Waschen der Kopfhaut empfohlen worden. — Zum Entfernen der Kopfschuppen ist es gut, den Kopf mit einer Auflösung von 1 Loth Nuchthornsalz in 1 Quart Wasser und Zusatz von 1 Loth Kampferspiritus zu waschen. — Wenn nicht ganzes Brovencero, leicht parfümirt, ist das einfachste, unschädliche Haarsetzungsmitel.

**Trene Abonntin in Bortel.** Waschächte Heidentinte erhalten Sie in schwarzer und rother Farbe durch Dr. Jacobson's chemisch-techn. Laboratorium in Berlin. Ein Waschzeichnecessaire, mit Schablonen, Pinsel u. s. w. kostet 1 Thaler.

**Frl. R. in D.** Holzmalerien poliren Sie mit einer Wasse, die man durch Zusammenschmelzen von gleichen Theilen weißem Wachs und Terpentin erhält; dieselbe wird mittelst eines Leinwandbansdasses auf die Malerei leicht aufgetragen und mit Leder nachpolirt.

**Alpenblümlein in Steiermark.** Das Bombiren der hohlen Bäume führt unter allen Umständen — notabene wenn es vorsichtig und gut angeführt wird — nur zu empfehlen.

**Eine Abonntin in Horkot.** Bis jetzt ist uns eine waschächte blaue Zeichenfarbe noch nicht vorgekommen, wohl aber ist die unter dem Namen „Purpurin“ im Handel vorkommende rothe Waschzeichnfarbe völlig wünschlich. Sie erhalten dieselbe in Dr. Jacobson's chem. techn. Laboratorium in Berlin.

**Blondine in St.** Zum Braunfärben der Augenbrauen lassen Sie sich in der Apotheke folgende Lösung bereiten: 1 Theil Pyrogallussäure, gelöst in 38 Theilen Wasser und vermisch mit 2 Theilen Eau de Cologne. Von dieser Mischung gießen Sie etwas in ein Schälchen, geben ein paar Tropfen Salmiakgeist dazu, rühren es durcheinander und tragen die Mischung mit einer Bürste auf die Brauen.

**Camilla v. B.** Der Sommer ist die geeignetste Zeit zur Anwendung des von uns wiederholt empfohlenen und beschriebenen Verfahrens zur Ausrottung aller Fleckschäden durch Fischleim. Wie wir gleichfalls schon bemerkt, ist diese Methode auch ein vortreffliches Mittel zur Erzielung weißer und weicher Hände.

**J. M. in T. P.** Zum Selbunterricht in den Elementen des Klavierspiels ist die Weichfarth'sche Klavierschule durchaus zu empfehlen. — Ein Recept zu einer Wachsmasse zum Bohren der Fußboden haben wir wiederholt gegeben, z. B. auf Seite 136, Jahrgang 1870 des Bazar; durch Hinzufügen von etwas Limonade können Sie die Wasse dunkler färben.

### Rebus.

